

# Die illustrierte Zeit

Früher: Illustrierte Frauen-Zeitung

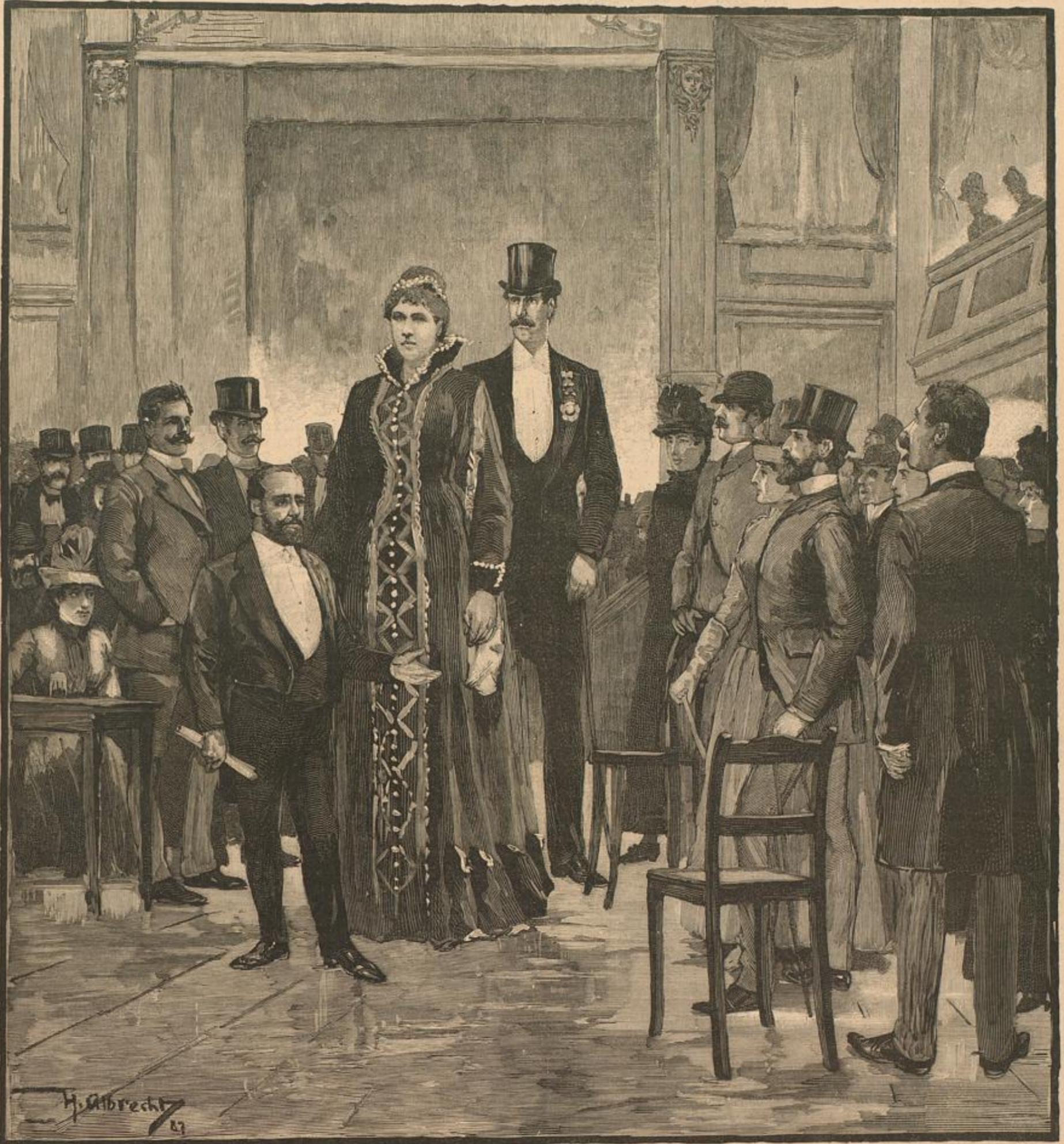
Nr. 9.

Wöchentlich eine Nummer.  
Vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 27. März 1887.

Größe Ausgabe mit Supplement  
und allen Kupfern: 4 1/2 M.

XIV. Jahrg.



Mr. und Mrs. O'Brien, die Riesen der Berliner „Concordia.“ Von Henry Albrecht.

In der „Concordia“ zu Berlin, einem Spezialitäten-Theater der bekannten Art, bildet die „great attraction“ in des Wortes verwegener Bedeutung das Ehepaar Mr. Patrick und Mrs. Christiana O'Brien. Mr. O'Brien ist irisch-amerikanischer Abstammung, seine Gattin aber eine gute Deutsche, mit dem Familien-Namen Dünz, geboren in dem württembergischen, durch seine „Weibertreue“ berühmten Städtchen Weinsberg. Patrick O'Brien

jählt vierunddreißig Jahre und wiegt, bei einer Größe von sieben Fuß elf Zoll englisch, 296 Pfund; seine vierundzwanzigjährige Gattin ist ihm, obwohl nur sieben Fuß fünf Zoll groß, an Gewicht überlegen; sie wiegt 313 Pfund.

Christiana Dünz war in jungen Jahren nach Nordamerika ausgewandert, wo ihre außergewöhnliche Erscheinung die Aufmerksamkeit eines Agenten erregte, der sie für den Circus Barnum

engagierte. Vor etwa anderthalb Jahren brachte Barnum, dieser Meister der Kellame und des Humbugs, zwölf Riesen zusammen, darunter auch Patrick O'Brien, der bald darauf der Gatte Christiana's wurde. Dem Bunde des „größten Monstre-Riesen-Ehepaars“, — wie es in den Ankündigungen genannt wird, — ist ein Knäblein entsprossen, das bis jetzt keine Anlagen zeigt, seinen Eltern im Riesenmaß des Leibes nachzuarten.

Nachdruck verboten.

## Die Pflögetochter.

Novelle von Moriz von Reichenbach.

1.

**D**a war sie wieder, die gluthängige Französin, in ihrer schmelzbedeckten Trauer-Toilette, die bei jeder Bewegung der Trägerin glitzerte. Und geschmeidig und lebhaft waren diese Bewegungen, wie die einer Eidechse. Recht wie eine solche saß sie auch jetzt auf dem Felsblock, umwogt von blühenden Gräsern und den hohen, rothen Blumen, die so gern auf einsamen Berghalden und in der Nähe schwindelerregender Abgründe blühen. Ein solcher Absturz senkte sich auch dicht vor dem Felsblock, auf welchem die Französin saß, zum Flusse hinab, und hinter ihr stieg die Felswand wiederum hoch und steil empor, auf ihrer Krone das verfallene Gemäuer einer Schlossruine tragend. Schwindelfrei mußte man sein, um dort zu sitzen; es stieg auch sonst Niemand zu dem einsamen Platz empor, als eben die Französin und, — ja, da war auch er wieder, ihr treuer Begleiter!

Der Mann, der im Thale auf einer Bank im Schatten der Promenaden-Bäume saß und zu den Beiden dort oben hinaufblickte, runzelte die Stirn.

„Man wird Detlev's kaum noch habhaft,“ murmelte er; „immer ist er von irgend welchem Ideen-gange eingenommen, den er nicht mittheilt, und sieht man ihn einmal, so ist es in Gesellschaft dieser Frau. Merkwürdig, daß sie ihn in wenigen Tagen so völlig fesselte, die Hexe mit ihrer Trauer, die sie so ostentativ vor Aller Augen spielen läßt, wie ihre Schmuck-perlen! Und unbequem ist es, wenn einem dergleichen gerade mit einem alten Kameraden passirt, auf den man für die Dauer der unvermeidlichen Kur-Zeit in diesem Badeneft rechnet.“

„Servus, Baron Hymburg, haben Sie meinen Vetter Detlev Helmdal vielleicht gesehen?“

Der Beobachter auf der Promenaden-Bank blickte auf und grüßte einen sehr jungen, fast mädchenhaft aussehenden Offizier, der vor ihm stand.

„Ah, sieh' da, Herr von Holten! Nein, — das heißt, ja, gesehen habe ich Ihren Vetter wohl; aber wenn Sie ihm nicht gerade verübeln wollen, daß er das große Los gewonnen hat, so suchen Sie ihn lieber nicht auf; denn ich fürchte, die Gesellschaft, in der er sich befindet, hat mehr Anziehungskraft für ihn, als Sie und ich.“

„Die Französin? Ist es also wahr? Ich hörte schon davon, wollte es aber nicht glauben.“

„Ja, es fragt sich, was Sie unter dem Ist es also wahr? verstehen. Wahr ist, daß sie ihn offenbar sehr beschäftigt, und daß er, um mich poetisch auszudrücken, dem Räthsel ihrer dunklen Augen auf die Spur zu kommen sucht. Eben ein kleines Bade-Abenteuer, im Uebrigen ganz ohne Gefahr, — ich kenne Detlev.“

„Nun, ich kenne Detlev auch und bin durchaus nicht blind für seine Vorzüge; aber wenn man eine so reizende Frau hat, wie er, sollte man es doch vermeiden, einer Bade-Gesellschaft Stoff zum Geschwätz zu geben.“

„Sie kennen Detlev's Frau?“

„Ob ich sie kenne! Unsere Eltern waren Guts-nachbarn, wir sind fast zusammen aufgewachsen, — sie ist ein entzückendes Geschöpf.“

„Aber sehr jung für einen Mann, wie Detlev.“

„Ja, sie ist siebzehn Jahre alt. Indeß finde ich, wenn eins von Beiden sich über den Altersunterschied zu beklagen hätte, wäre sie es.“

„Nun, ich für mein Theil muß gestehen, daß ich junge Mädchen unter Zwanzig sehr hübsch und erbaulich anzusehen finde, aber . . . Doch, das ist Geschmackssache.“

„Sie sollten nur Detlev's Frau kennen!“

„Weshalb hat sie ihren Mann nicht begleitet?“

„Sie sieht einem frohen Familien-Ereigniß entgegen.“

„Lieber Himmel, — ein Kind von siebzehn Jahren!“

Der Baron blickte in das erregte Gesicht seines jungen Nachbarns.

„Aber was haben Sie denn, lieber Holten? Es war doch nichts Unangenehmes, was Sie veranlaßte, Ihren Vetter aufzusuchen.“

May Holten erröthete wie ein junges Mädchen und wandte den hübschen, blonden Kopf seitwärts, um sein Gesicht dem forschenden Auge des Barons zu entziehen.

„O nein, gar nichts Unangenehmes,“ sagte er dabei; „ich hatte nun einmal den Exercierplatz satt und wollte andere Menschen als Rekruten sehen; deshalb kam ich in's Bad herauf. Es ist jetzt unerträglich in unserer kleinen Stadt dort unten.“

„Warum nehmen Sie nicht Urlaub und gehen für ein paar Wochen auf Reisen?“

„Reisen, ja, das möchte ich schon, — aber dazu reicht mein Wechsel nicht! Sie wissen, ich bin der jüngere Bruder eines Majorats-herrn; das heißt, ich muß sehen, wie ich mich nach meiner Decke strecke, sonst wird sie zu kurz, und — ich liege nicht gern mit bloßen Füßen. Sie kennen übrigens, wie ich glaube, meinen Bruder?“

„Ja, ich lag einmal dort im Quartier. Er hat einen sehr schönen Besitz, ein fürstlich eingerichtetes Schloß.“

„Ja, und sechs kleine Töchter. Der arme Kerl, 's ist auch kein Spaß für ihn, daß keine davon ein Sohn und Majorats-erbe ist.“

„Ihre Chancen steigen aber dadurch.“

„Bah, daran denke ich nicht und wünsche meinem Bruder aufrichtig, daß seine Hoffnungen auf einen Sohn sich erfüllen. Nur ist es andererseits natürlich, daß er auch für die vielen Töchter zu sorgen sucht und ich daher in keiner Weise auf ihn rechnen kann. Die Reiselust muß ich mir also vergehen lassen.“

An der Bank, auf welcher die beiden Herren saßen, schritt ein seltsames Paar vorüber: ein nach der neuesten Pariser Mode gekleideter junger Mann mit ausgeprägt französischer Physiognomie und eine alte, hagere, abschreckend häßliche Frau in einer Toilette von zweifelhafter Eleganz, der ein unter dem Kleide hervorsehender, nicht ganz sauberer Unterrock ein unordentliches Ansehen gab. Die runden, schwarzen Augen der Frau fuhr unruhig unter den hochgeschwungenen Augenbrauen hin und her und würden dem Gesicht einen dummen Ausdruck gegeben haben, wenn der Mund nicht so fest zusammengekniffen gewesen wäre. Und gerade als das Paar an der Bank vorüber schritt, umspielte diesen Mund ein verschmitztes Lächeln, und die runden Augen richteten sich nach der Fels-Terrasse, die einige Augenblicke vorher das Ziel der Beobachtung des Barons gewesen war.

„Je le savais bien, c'est elle — et lui.“

Damit schritten die Beiden vorüber.

Baron Hymburg blickte ihnen nach. Den jungen Mann hatte er bisher nicht im Bade gesehen; er mußte erst kürzlich angekommen sein.

„War diese abscheuliche Person nicht die Gesellschaftlerin oder Kammerfrau der französischen Witwe?“ fragte May Holten.

„Allerdings!“

„Sie fiel mir schon neulich wegen ihrer Häßlichkeit auf, und man sagte mir, wer sie sei. Ich bin eben kein Glücksvogel; die häßliche Gesellschaftlerin habe ich nun wiederholt gesehen, und die schöne Witwe ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen. Sie scheint sich für das Gros der Menschheit unsichtbar zu machen. Sie ist wirklich sehr schön, nicht wahr?“

„Mehr pikant und interessant aussehend, als schön. Wunderbare Augen, etwas dunkler Teint, sehr rothe Lippen mit einem leichten Flaum darüber, — ein echt französisches Gesicht.“

„Der Familienname der Dame klingt übrigens ganz deutsch, — von Vermingen.“

„Ihr Mann war ja auch ein Deutscher; er hatte sie während des französischen Feldzuges kennen gelernt und trotz aller Hindernisse geheirathet, zum Entsetzen ihrer fanatisch französischen Verwandtschaft. Er war ein Schulkamerad Detlev's, — das vermittelte seine Bekanntschaft mit der Witwe.“

Während er das sagte, bemerkte der Baron, daß das Paar da oben von der Fels-Terrasse verschwunden war, während die Gesellschaftlerin und ihr Begleiter den Weg dorthin einschlugen. Er wußte, daß ein Pfad oberhalb in den Wald führte, und so sehr er einerseits auch wünschte, daß sein Freund die Gesellschaft der Französin nicht allzusehr aussuchen möchte, gewährte es ihm jetzt doch eine Genugthuung, zu denken, daß er durch das nachfolgende Paar heute nicht gestört werden würde. Der Franzose sowohl, als seine Begleiterin sahen ihm nicht so vertrauenerweckend aus, daß er sich von einer Begegnung mit ihnen angenehme Stunden für Detlev versprochen hätte.

„Kommen Sie, wir wollen zur Musik gehen und eine Flasche Wein zusammen trinken,“ schlug er Herrn von Holten vor. „Vielleicht findet sich Detlev später auch ein.“

Sie hörten einige Operetten-Potpourris und tranken nach der ersten Flasche noch eine zweite; aber Graf Detlev Helmdal ließ sich nicht sehen. Schließlich verabschiedete sich May Holten, und der Baron blieb allein vor seinem Glase Wein sitzen. Die Gaslaternen wurden angezündet, zwischen den Promenaden-Bäumen lugten die Sterne herab, und in den Weinbergen, jenseits des Flusses, stieg ein Feuerwerk knatternd und sprühend empor.

Da trat Detlev Helmdal endlich an den Tisch seines Freundes.

„Nun, mein Alter, ganz allein?“ redete er den Baron an und warf sich auf einen Stuhl, wie ein Mann, der recht ermüdet ist. Er nahm seinen Hut ab, fuhr mit der Hand über seine blasse, etwas hohe Stirn und blickte zu Hymburg herüber.

„Nun, so einsilbig?“

„Hör' mal, Detlev, eigentlich möchte ich Dir eine Gardinenpredigt halten —“

„Das wäre ebenso überflüssig, als langweilig. Was trinkst Du da? Marktbrummer Ausbruch? Ist ein Bißchen schwer, und ich bin ohnehin echauffirt. Kellner, die Weinkarte!“

Baron Hymburg stieß die Asche seiner Cigarre ab, räusperte sich, schwieg dann wieder und sagte endlich, als Detlev dem Kellner seine Bestellung gemacht hatte:

„Ich habe Dich und Frau von Vermingen auf dem Grafenstein gesehen, Detlev; wenn Ihr noch ein paar Tage denselben Platz aufsucht, wird das halbe Bad Euch von der Promenade aus beobachten. Ich war schon heute nicht mehr der Einzige, der Euch bemerkte, und ich hoffe, Du nimmst es mir nicht übel, wenn ich Dich —“

„Unsinn, Alter, von Uebelnehmen zwischen uns kann doch nicht die Rede sein! Aber im Uebrigen ist es mir sehr gleichgültig, wenn es der Bade-Gesellschaft Spaß machen sollte, den Grafenstein zum Beobachtungs-Object zu wählen. Ich mache kein Geheimniß aus meiner Verehrung, und ich kann wohl sagen, Freundschaft für Frau von Vermingen, und sie, denke ich, hat sich meiner auch nicht zu schämen.“

„Aber ein Mann, der die Welt kennt, wie Du, Detlev, muß doch wissen, zu welchen Mißdeutungen eine solche Freundschaft Veranlassung giebt, — noch dazu, wenn sie vor den Augen einer ganzen Bade-Gesellschaft geschlossen wird!“

„Ein Mann, der die Welt kennt! — Ich sage Dir, Rudolf, ich habe in diesen letzten Tagen in Verhältnisse geblickt, die ich bisher für unmöglich gehalten haben würde. Nichts ist unmöglicher, als das Leben, und alle Phantasie klügelt nicht Dinge aus, wie sie wirklich passiren. Ich kann noch nicht darüber sprechen, — selbst nicht zu Dir, mein Alter, obgleich wir uns doch wahrhaftig nahe genug stehen; aber so viel sollst Du wissen, diese arme Frau braucht einen Beistand, einen Freund. Und ich will es ihr sein, ob nun die Bade-Gesellschaft den Stab über uns bricht oder nicht!“

Hymburg erschrak über die Leidenschaft, mit der Detlev das sagte. Mit ernster Besorgniß blickte er den Freund an, dann begann er wieder:

„Wenn diese Frau glaubt, Deine Hilfe in Anspruch nehmen zu müssen, sollte sie doch um so vorsichtiger alles Auffallende vermeiden —“

„Ja, lieber Moralprediger, Recht magst Du schon haben, aber wenn man ein Temperament hat, wie ich, da ist es eben verteuert schwer, immer vorsichtig zu sein. Ich sage Dir,“ — er unterbrach sich plötzlich und fuhr wieder mit der Hand über die Stirn. „Nein, es nützt doch nichts! Laß uns von etwas Anderem sprechen. Was hast Du den ganzen Nachmittag gemacht?“

„Ich bin umhergeschlendert —“

„Und hast Dich über mich geärgert?“

„Auch das; nachher kam Dein Vetter oder Neffe Holten; wir saßen länger als eine Stunde beisammen und erwarteten Dich.“

„Und da ärgertest Ihr Euch zusammen, — na, Alles in Allem habe ich meinen Nachmittag besser verbracht. Ihr mögt ein kluges Wort über mich gesprochen haben; der May ist überhaupt nicht mein Freund.“

„O doch, er sprach mit großer Anerkennung von Dir.“

„So? Das wundert mich. Du mußt nämlich wissen, er schwärmte meine Frau an, — die alte Geschichte von den Nachbarskindern, und ich kam ihm als störende Wetterwolke über seinen weißlichenblauen Himmel. Er sah damals den Himmel entschieden weißlichblau, denn er war ziemlich verrückt, glaube ich.“

„Und Du kamsi, sahst und siegest?“

„O, es war eine hübsche Zeit damals. Das Gut meines Schwiegervaters lag auf dem Wandver-Terrain, ich wurde mit meinen Husaren bei ihm einquartiert, und wir rüdten gerade an dem Tage ein, an dem Else sechs-zehn Jahre alt wurde. Ich habe nie ein frischeres, rosigeres Geschöpfchen gesehen, als das Geburtstagskind, und als ihr Papa mit sichtbarem und wohlbegründetem Stolz die Hand auf ihren blonden Scheitel legte und sagte: „Das ist meine Else,“ — da dachte ich: Ja wohl, das ist auch meine Else! Und nach sechs Tagen war es richtig, und der Papa gab uns ein Verlobungs-fest, das sich sehen lassen konnte. Es war Alles wie ein bunter, lustiger Sommernachts- Traum, aus dem ich mir die zierlichste Else als Eigenthum herausholte.“

„Du bist doch ein Glückskind, Detlev! Unser Einer quält sich einsam durch das Leben hin, kritisiert, philosophirt und kommt zu keinem Entschluß, obgleich man durch die Einsamkeit des Landlebens eigentlich darauf angewiesen ist, zu heirathen; Du machst einen lustigen Husarenritt, suchst nichts, brauchst nichts und findest eine reizende Frau!“

Detlev's Gesicht war plötzlich sehr ernst geworden.

„Laß es gut sein, Rudolf! Man sagt zwar, daß der Himmel der Vormund der Leichtsinigen sei, und meine Else ist ja auch gewiß eine liebe und reizende kleine Frau, — aber laß es Dir nicht leid sein, wenn Du Dich zehnmal bedenkst, ehe Du den Goldreis an den Finger steckst! Es ist doch eine ernste Sache, und wenn der erste Rausch verfliegen ist, man sich fragt: ja, bist Du denn jetzt besser daran, als früher, ist Dein Herz ausgefüllt, Dein Geist befriedigt . . . Ach, wir kommen heute auf lauter verzwickte Themata, Rudolf!“

Kein Mensch modelt seine eigentliche Natur um, und wenn man einmal dazu angelegt ist, immer augenblicklichen Impulsen zu leben, so soll man nicht erst versuchen, den Stein der Weisen zu suchen, — man findet ihn doch nicht.“

„Man findet ihn auch nicht, wenn man sich abgewöhnt hat, augenblicklichen Impulsen zu folgen, Detlev. Vielleicht ist doch das Ursprüngliche am Menschen noch immer das Beste, und seine plötzlichen, ich möchte sagen, instinctiven Sympathien und Antipathien sind mehr werth, als was aller Verstand der Verständigen sieht.“

„Ja, besonders, was die Antipathien betrifft. In Betreff der Sympathien habe ich mich schon manchmal geirrt. . . Wie voll es übrigens heute Abend hier ist; so viele Menschen haben sich hier noch nie gedrängt. Ich möchte wetten, die beiden Dandys dort streben auf unseren Tisch zu, an dem sie die leeren Stühle verlockend finden. Sind die Kerle gedehnt angezogen, — Franzosen offenbar.“

Der Baron hatte eine unangenehme Empfindung, als er in einem der beiden Näherkommenden den Begleiter der französischen Gesellschaftlerin erkannte, der ihm heute schon einmal aufgefallen war.

„Wollen wir das Feld nicht lieber räumen?“ fragte er. „Ich finde es unbehaglich, unter einer solchen Menge zu sitzen.“

„Wir wollen uns doch noch ein wenig die verschiedenen Physiognomien ansehen und dann, — der Wein ist sehr gut,“ entschied Detlev.

„Est-il permis?“ fragte einer der Franzosen, auf die leeren Stühle weisend.

„Bitte,“ antwortete Detlev.

Der Baron rückte näher an ihn heran. Er bemerkte sowohl, daß die Fremden einen Blick des Einverständnisses tauschten, wie daß derjenige von ihnen, den er heute schon einmal gesehen hatte, Detlev in auffälliger Weise fixirte.

Der Kellner brachte ein Windlicht und den Wein für die neuen Gäste. Diese begannen ein Blatt mit Caricaturen auf dem Tische auszubreiten und ihre Bemerkungen darüber laut auszutauschen. Es handelte sich um eine mehr böshafte, als witzige Darstellung deutscher Sitten, und die Epitheta, welche die Beiden dabei „à ces Allemands“ beilegte, waren nichts weniger als schmeichelhaft.

„Thue ihnen doch nicht den Gefallen, zu verrathen, daß Du sie verstehst,“ sagte der Baron, welcher sah, daß auf Detlev's Stirn die Adern hervorzutreten begannen, und der dieses Zeichen eines heranziehenden Ungewitters bei ihm kannte. „Es ist ja Alles Unsinn, was sie schwagen.“

„Ja, aber es scheint mir Methode in diesem Unsinn zu sein; ich habe den Eindruck, als wollten sie uns reizen.“

„Um so weniger thue ich ihnen den Gefallen, sie zu beachten.“

„Der eine dieser Lämmel erlaubt sich aber seine ungewaschenen Redensarten mit geradezu provocirenden Blicken zu begleiten.“

„Er ist wahrscheinlich betrunken, — Kellner, zahlen!“

„Warte noch.“ Detlev legte die Hand auf den Arm seines Freundes, der soeben den Kellner herbeigewinkt hatte.

In diesem Augenblicke zischelte der Franzose neben Detlev, diesen mit höhnischem Lächeln musternd, in gebrochenem, aber nicht mißzuverstehendem Deutsch:

„Die deutschen Hunde bellen, aber sie beißen nicht.“

Flammende Röthe flog über Detlev's Stirn, — im nächsten Moment schlug seine Hand klatschend in das Gesicht des Franzosen.

Ein unbeschreiblicher Tumult folgte. Französische und deutsche Schimpfwörter plagten auf einander, von allen umstehenden Tischen drängten sich die männlichen Gäste heran, eine Dame fiel in Ohnmacht, andere riefen um Hilfe.

„Ein Franzose hat einen Deutschen geohrfeigt!“

„Nein, ein Deutscher einen Franzosen.“

„Diese unverschämten französischen Großmäuler!“

„Ces brigands allemands!“

„Wir sind hier bei uns zu Hause! Hinaus mit den Franzosen!“

„Naus aus dem Haus!“ brüllte ein Studentenpaß. Alles schrie und rief durch einander, und während der allgemeine Tumult noch lange nachdauerte, waren die, welche ihn veranlaßt hatten, längst aus der Menge verschwunden, und nur die Nächststehenden hatten das heisere, wütherstichte „Votre carte, monsieur“ des Franzosen gehört und hatten die in diesem Falle so viel bedeutenden Karten austauschen sehen.

\* \* \*

Die volle, blühende Herrlichkeit des Frühsummers lag über der Landschaft. In rothem und weißem Blumenschmuck prangten die Wiesen, auf den wogenden Getreideseldern glänzten silberschimmernde Aehren im Sonnenschein, und aus der dunklen Fülle des Laubes

hoben sich die lichtgrünen und rosig angehauchten Blätter des Johannistriebs. Im Garten aber blühten die Rosen in duftiger Pracht, und zwischen den Rosenstämmen, deren Zweige sich tief bis zur Erde herabsenkten und den lauschigen Platz wie mit einem grünen, von rothen und weißen Sternen durchstickten Schleier umzogen, saß ein junges Weib in einem bequemen Rohrstuhl. Die zierliche Arbeit, an der sie genäht hatte, lag in ihrem Schoße; die Hände waren lässig darüber gefaltet. Mit den ernstesten Augen einer Frau und dem weichen, unbewußt lächelnden Munde eines Kindes, saß das junge Weib dort und blickte träumend in die rauschenden Zweige der Bäume und über den grünen Rasen hin, den Schwalben nach, die, mit ihren schlanken, blauen Flügeln hin- und herschießend, die Grashalme berührten und sich dann hoch emporhoben zum lachenden Sonnenschein.

„Was Detlev wohl jetzt treibt?“ flüsterte die junge Frau, „ob er an mich denkt?“ Sie lächelte, und ein zartes Roth flog über ihr Gesicht.

„O ja, er denkt an mich, — er muß ja an mich denken! Er weiß doch, daß in diesen Tagen . . .“ Sie verstummte und blickte auf das winzige gestickte Zäckchen, über dem sie die Hände gefaltet hatte, herab. Wie lieblos glitten ihre weißen Finger darüber hin.

„Blaue Schleifen soll es tragen,“ flüsterte sie; „Blau ist Detlev's Lieblingsfarbe. O, wie glücklich er sein wird, — mein einziger, geliebter Detlev, — wie lieb er es haben wird — und ich! O, ich habe es jetzt schon lieb, fast so lieb, wie Detlev, — aber doch ganz anders!“

In tiefem Athemzuge sog sie die warme, duftige Sommerluft ein.

„O Gott, wie schön ist doch die Welt, wie wunderschön!“

In glückliche Träumerei versunken, blickte sie vor sich hin.

Plötzlich weckte sie ein Geräusch, wie das heftige Schließen einer Thür; es klang fast, wie ein Schuß. Aber sie erschrak nicht, sie blickte nur nach der Richtung hin, in welcher hinter grünem Buschwerk der Giebel des stattlichen Landhauses sichtbar wurde, das jenseit des Rasens lag.

„Das ist Papa,“ dachte sie, „er hat sein Mittagsschläschen beendet und wahrscheinlich aus seinem Fenster gesehen, daß irgend etwas im Hofe nicht in Ordnung war. So schlägt er immer die Thür zu, wenn er aufgeregter ist, — und nun wird Mamachen auch aufwachen und wird ihm eilig nachkommen: Aber, lieber Vater, was ist denn wieder? Ja, heftig ist Papa, — Detlev ist es auch. Aber das schadet nichts; ich werde es machen, wie Mama. Jetzt steht sie gewiß schon neben ihm auf der Veranda und redet ihm seinen Kerger aus und erzählt ihm dann, um ihn auf andere Gedanken zu bringen, daß ich noch schlafe, und daß sie wieder irgend eine hübsche Ueberraschung für mich bereit hält, die nun auf dem Kaffeetisch aufgebaut werden soll. Die Gute! Aber heute habe ich gar nicht geschlafen, — wie sie erstaunt sein wird, wenn ich plötzlich aus dem Garten komme und zu der Veranda hinaufreufe, daß ich all ihre Heimlichkeiten belauscht habe!“

Sie erhob sich und schritt, über den Rasen hin, auf das blühende Strauchwerk zu, das die Veranda beschattete. Wie richtig sie gerathen hatte! Da stand ihr Vater, und die Mama schmiegte sich an ihn an, ganz, wie sie es sich vorgestellt hatte. Sie hörte sie jetzt sagen:

„Laß mich Alles wissen, Karl, die ganze Wahrheit! Ich werde stark sein.“

Und sie hörte die Antwort:

„Ja, stark, das müssen wir Beide sein; wir müssen unsrer Elise helfen, es zu tragen. . . Detlev ist in einem Duell gefallen.“

Ein Schrei, — hinter den rothblühenden Zweigen sahen die beiden alten Leute das todtblasse Gesicht ihrer Tochter aufstauen.

„Else, Else!“

Sie eilten die Stufen der Veranda hinab und fanden die junge Frau leblos auf dem Rasen. Der alte Herr hob sie in seinen Armen auf.

„Sie ist ohnmächtig! Armes Kind, wach erwachen wird es für Dich sein!“

2.

In der Eingangs-Rotunde der Berliner Jubiläums-Kunst-Ausstellung stand Baron Rudolf Hymburg und blickte abwechselnd in den Park hinaus und in die ersten Säle der Ausstellung hinein. Endlich sah er nach der Uhr.

„Ja, jetzt warte ich schon seit einer Viertelstunde auf den guten Holten; wenn er in fünf Minuten nicht kommt, gebe ich ihn auf.“

Er setzte sich, um die programmmäßigen fünf Minuten abzuwarten, auf eine der rothen Sammetbänke und musterte das Publicum, indem er stillschweigend Glossen dazu machte.

„Was sind unsere Frauentrachten heutzutage häßlich! Wie ist es möglich, daß ein vernünftiger Mensch sich derartig verunstaltet? Na, mit der Vernunft

unter all diesen hohen Hüften ist es wohl auch nur so-so bestellt. Glücklicherweise geht mich das nichts an, denn — — — Ah, das sind einmal ein paar nette Erscheinungen, Fremde offenbar, graues Reisefestum von tadellosem Schnitt, sehr mäßiger Ausbau nach rückwärts, weiche, graue Filzhüte, von langen Schleiern umwunden, distinguiert und dabei sehr chic, — wer mag das sein?“

Die beiden Damen standen unter der Kuppel und blickten bewundernd zu der Malerei derselben empor.

„Sie sagen weder ‚reizend‘ noch ‚wunderhübsch‘,“ fuhr der Baron in seinen Beobachtungen fort, „sie freuen sich schweigend am Schönen, — jetzt tauschen sie einen Blick stummen Einverständnisses aus, — so, sie wissen nun, daß sie beide befriedigt sind. Das gefällt mir.“

Er blickte wieder nach der Uhr: „Jetzt sind sogar schon zehn Minuten um, — nun hole Holten der Teufel. Wenn ich nur wüßte, an wen die Jüngere mich erinnert! Wo habe ich diese Augen doch schon gesehen?“

Er betrat den ersten Saal, in welchen soeben auch die beiden Damen eingetreten waren.

Da kam der so lange vergeblich erwartete Holten hinter ihm her.

„Endlich, — da bin ich! Verzeihen Sie, daß ich Sie warten ließ, aber ich erfuhr durch einen Zufall, daß die Gräfin Helmdal hier in Berlin ist, und wollte sie aufsuchen, verkehrte sie jedoch.“

„Detlev's Witwe?“

„Ja, Else Helmdal, — mein Gott, da ist sie ja!“

Er eilte auf die eine der Damen, welche des Barons Aufmerksamkeit erregt hatten, zu und begrüßte sie.

Der Blick des Barons folgte ihm.

„Na, für's Erste scheint er mich vergessen zu haben, und ich werde ihn in seiner Wiedersehensfreude nicht stören. So, also das ist Detlev's Witwe. Hübsch, — sehr hübsch sogar, — und wie jung sie noch aussieht. Freilich, alt ist sie ja auch noch nicht; damals war sie siebzehn Jahre, — und seitdem sind zehn Jahre vergangen. Armer Detlev, — er hatte so viel Freude am Leben, und er mußte so bald daraus scheiden! Weiß Gott, wenn ich damals hätte für ihn eintreten können, — der Verlust wäre nicht groß gewesen, weder für mich noch für Andere. Aber such is life! Ob Holten noch an seine Jugendliebe denkt? Es scheint fast so. Er ist ein lieber Mensch; ich würde es ihm gönnen, wenn er noch glücklich würde. Aber wer kann denn die Andere, die dunkeläugige, sein? Sie ist zwar offenbar noch sehr jung, aber immerhin älter, als zwölf Jahre, und das müßte doch das Alter von Detlev's Tochter sein. Wie käme die auch zu solchen Augen! Entschieden habe ich das Gesicht schon gesehen. . . .“

Max Holten kam jetzt auf ihn zu.

„Wollen Sie mir erlauben, Sie vorzustellen?“

„Ich bitte darum, — aber sagen Sie mir, wer ist die jüngere der beiden Damen?“

„Die Tochter der Gräfin —“

Der Baron konnte nichts mehr erwidern; die Gräfin trat ihm entgegen und reichte ihm die Hand.

„Sie waren Detlev's Freund, — ich habe in der schwersten Zeit meines Lebens Ihren Namen oft gehört. . . .“

„Detlev stand mir sehr nahe, gnädige Gräfin.“

„Ich weiß es und heiße sie daher von Herzen willkommen, — zwar nicht im eigenen Heim, aber doch im Kreise meiner Freunde. Ada, hier, Baron Hymburg, meine Tochter Ada —“

„Ihre Tochter?“ fragte Rudolf, die Hand des jungen Mädchens einen Augenblick in der seinen haltend.

„Ja, —“ ein Schatten flog über das Gesicht der Gräfin, dann fügte sie etwas leiser hinzu: „Nicht Detlev's Kind, — das ist todt; mein Pflegekind, — aber das ist etwas, woran wir Beide nicht erinnert sein wollen, nicht wahr, Ada? Wir gehören zu einander als Mutter und Tochter.“

Unter Ada's langen, dunklen Wimpern hervor flog ein aufleuchtender Blick hinüber zu der blonden Frau, ein Blick voll Gluth und Hingebung. Rudolf kannte diesen Blick, diesen feuchten Glanz, — die Erinnerung daran durchzuckte ihn plötzlich fast schmerzhaft. Aber wie kamen diese Augen hierher, in die norddeutsche Residenz, wie kamen sie in dieses junge und unschuldige Gesicht?

Er blickte fragend zu der Gräfin hinüber, die jetzt wieder unbefangen lächelte und mit Max Holten sprach.

„Ich dachte, daß ich Sie hier nach unserem Eintreffen benachrichtigen wollte,“ sagte sie; „wir bleiben ja einige Tage.“

„Aber es war doch Unrecht, es mich nicht im Voraus wissen zu lassen,“ meinte Holten.

„Sie sehen, es wäre überflüssig gewesen; wenn man sich treffen soll, geschieht es auch ohne Verabredung.“

„Man kommt aber dadurch um die Vorfreude.“

„Die Vorfreude? Mein Gott, wie jung Sie noch sind! Für mich existiren die Dinge erst, wenn sie wirklich da sind.“

Max Holten sah sie vorwurfsvoll an. Sie wandte den ruhigen, klaren Blick den Bildern zu.



Das „Gion“, fest im Wiener Künstlerhause, am 21. Februar. Von Wilhelm Gule.

Ein Bild von der österreichischen Kaiserin im Jahre 1887 vor-  
 ausstellen, war die Idee des hiesigen Goldschmiedes-Geistes der Wiener  
 Künstler. — Eine Idee, die mit feinstem Verstand, mit überaus  
 glücklicher Ausführung durchgeführt wurde. In vollkommener Weise gelang  
 in den vorliegenden Ausstellungsgestalten die Triumphe der Kunst, welche  
 nach hundert Jahren Kunst, Mithras und Zedent erlangen haben  
 werden. Hier die hochragenden Thürme, Götter, Dämonen, in deren  
 schwebender Höhe die Kunst-Götter hielten, dort der himmlische Anwalt

mit seinen wunderbaren Helden und Gestalten; in dem einen Saale  
 eine Genetrix-Gestaltung, die mit ihren Schwärmen die höchste Schön-  
 heit der weiblichen Gestalt in den Schatten stellt, daneben die Silber-  
 Gallerie mit 30000 hochachtbar erstellten Schmuckstücken, nicht zu ver-  
 gessen die große Schmuckhalle, deren Kaufleute, kampferne Kelche  
 den Schmuck mit dem Namen vor dem alle Schmuckstücke hängenden  
 Geistes des kommenden Jahrhunderts erfüllen konnten. Hierzu noch  
 die dienstliche Abfertigung mit ihren Schmuckstücken, die Ausstellung für

das Unterrichtswesen mit ihren erlauchtesten Lehrern, die Kolonie  
 Franz-Josefs-Band, die demungeachtet der Kaiser-Krone-Gebarung in  
 hundert Jahren ein höchst gemüthliches Leben gefaltet, — und was  
 der künftigen Erde mehr waren. In diesem freilich sind diese  
 hundertjährigen Jubiläumstage ganz bei sich im Alter der Nationen  
 nennenswerten Jubiläumstag; in der Ueberfülle an Menschen, für deren  
 bessere Abfertigung über den Gedächtnis auch das Jahr 1887 noch nicht  
 das rechte Mittel gefunden zu haben scheint.

Einem Bild in das bunte Gewoge der Menge läßt uns der  
 Künstler thun; er zeigt uns die „japanische Stadt“ im „unterirdischen Lust-  
 ort“. In der Mitte des Hintergrunds sehen wir den Kronprinzen  
 Hirohito von Ostpreußen, zur Linken den Kaiser von Japan, zur  
 Rechten den Kaiser von Ostpreußen, im Vordergrund mit einer weiblichen  
 Gestalt, hinter den drei Kaiserinnen erblickt man den Kaiser von Japan  
 Genji, welcher die Führung der erlauchtesten Gäste durch die Stunden  
 des Tages übernommen hatte.



In der Blumenstadt Riga richtete das Erdbeben vom 23. Februar zwar nur einen verhältnismäßig geringen Schaden an, — es stürzten nur drei Häuser vollständig ein, drei Menschen wurden getödtet und etwa zehn verletzt, — aber der Schrecken der Einwohner und der zahlreichen Fremden war doch ungeheuer. Kurz nach sechs Uhr Morgens schredte der erste Erdstoß die Schimmernden empor, und Alles eilte, mit blinding in der Hast zusammengerafften Kleidungsstücken angethan, auf die Straße. Einen graulichen Kontrast zu diesen verstörten, kaum halb bekleideten Menschen bildeten die Mäcker, welche das Erdbeben beim Gebrauch des Frähtings überbracht hatte. Der größte Theil der Fremden suchte so schnell als möglich die Stadt zu verlassen, der Bahnhofs wurde beschleunigt erfüllt, und fast als ein Wunder muß es erscheinen, daß bei diesem wilden, rücksichtslosen Gedränge keine Unglücksfälle vorkamen. Nicht selten glückte es, den unheilvollsten Boden zu verlassen, und so handelte es sich, da die große Mehrheit nicht in die Häuser zurückzukehren wagte, darum, für andere Unterkunft zu sorgen. Auf den öffentlichen Plätzen wurden Zelte errichtet, die namentlich den Frauen und Kindern als Obdach dienten, und einige tausend Personen brachten auf den Höhen von Gimiez den Tag und die folgenden Nächte im Freien zu. Der Unterschied der Stände, von Reich und Arm schien in diesen verstörten Massen vollständig aufgehoben zu sein. Obwohl in den Bahnhöfen zahlreiche Extrazüge eingestellt wurden, so genügten dieselben doch nicht zum Fortschaffen der stürmisch auf Abreise Drängenden, und für Wagen jeder Art wurden ungeheure Preise bezahlt. Gleich am 23. Februar verließen über zehntausend Fremde die Stadt, und noch heute ist dieselbe so gut wie verödet. Im Ganzen sollen in Riga, abgesehen von den drei eingestürzten Häusern, achtundfünfzig Gebäude unbewohnbar und dreihundert leicht beschädigt worden sein.

Das Erdbeben in Riga: Nach dem ersten Erdstoße. Von M. Clair-Guyot.

„Ah, die Dame in Weiß, von Guffow, die so viel von sich reden macht.“

„Ich mag sie nicht, das Lächeln ist gezwungen,“ erklärte Holten etwas nervös.

„D, das finde ich nicht. Sehen Sie, sie empfängt eben einen Gast: Ich freue mich, Sie zu sehen; wie geht es Ihrer Frau Gemahlin? — das sind die Worte, die sie ungefähr sagt.“

„Ja, das mag ich eben nicht. Redensarten hört man schon genug; man mag sie nicht auch noch gemalt sehen.“

„Ich finde diese Frau doch sehr anmuthig, — und wie ist das Bild gemalt!“

Die Menschen, die sich um das Bild drängten, hatten die Gräfin und ihren Begleiter von den beiden Anderen getrennt.

„Wir wollen lieber warten, bis etwas Platz wird,“ sagte der Baron zu Ada. „Es giebt ja auch noch Anderes in diesem Saale, — interessieren Sie sich überhaupt für Malerei?“

Die dunklen Augen blühten ihn fast zornig an:

„Ich schwärme dafür!“

Er lächelte. „Pardon, daß ich zweifelte! Neulich antwortete mir eine junge Dame, bei der ich Interesse für Malerei voraussetzte: Ich verstehe nichts davon, ich bin nur musikalisch.“

„Aber man kann doch etwas lieben, ohne viel davon zu verstehen! Ich liebe Alles, was schön ist, ob es nun gemalt ist oder gesungen wird, ob es ein Gedicht oder eine Oper heißt, oder ein Bild... Ich verstehe freilich von Allem noch sehr wenig; aber das schadet nichts, ich habe zur Belehrung ja Mama.“

Baron Rudolf hatte nur gesprochen, weil er sich verpflichtet fühlte, seine Dame zu unterhalten. Seine Gedanken waren mit etwas ganz Anderem beschäftigt gewesen, und er fand es eigentlich unbequem, daß sie nicht bloß mit Ja und Nein antwortete. Jetzt sah er aufmerksam in das junge, leicht bewegliche Gesicht.

„Haben Sie denn schon wirklich Schönes gesehen?“

„D ja, wir waren den Winter in Rom und Florenz, und Mama hat mir Alles gezeigt und erklärt.“ — sie seufzte tief auf, — „es war wunderwunderschön.“

Rudolf wurde durch das Wort „Mama“ aus diesem Munde eigenthümlich berührt. Er blickte zu der Gräfin hinüber. Da stand sie mit ihrem ruhigen Lächeln und ihrer vornehmen, graziösen Haltung und sprach mit Holten.

Die Erscheinung dieser Frau ist von seltener Harmonie, dachte er; ich gönne es Holten, wenn er glücklich wird, — aber viel, sehr viel Glück hat er wahrhaftig!

Und zu gleicher Zeit flog auch Ada's Blick zu der Gruppe drüben, und eine leichte Falte grub sich dabei in ihre weiße Stirn.

Mama scheint mich ganz zu vergessen, dachte sie, und dieser Herr von Holten scheint sich gar nicht mehr zu erinnern, daß er mich auch schon kennt, und daß wir sogar vor einem Jahre, als wir ihn auf der Durchreise in Dresden trafen, ein Bielliebschen zusammen gegessen haben! Er hat sich inzwischen einen Vollbart wachsen lassen, — das steht ihm gut, sehr gut sogar!

„Ja, das glaube ich wohl, daß das wunderschön war!“ bemerkte der Baron, an Ada's letzte Worte anknüpfend, um nur irgend etwas zu sagen, und sie antwortete genau eben so zerstreut, wie er:

„Ja, freilich, wunderschön.“

„Aber wo ist denn Ada?“ fragte die Gräfin jetzt und kam eilig auf die Beiden zu. Mit einer lebhaften Bewegung legte sie ihren Arm in den des jungen Mädchens, und die Wanderung durch die Säle wurde nun gemeinschaftlich gemacht. Holten blieb an der Seite der Gräfin.

„Erinnern Sie sich unseres Ganges durch die Dresdener Gallerie?“ fragte er. Es muß gerade vor einem Jahre gewesen sein.“

„Ja, nächsten Sonntag wird es ein Jahr,“ erklärte Ada bestimmt.

Er sah erstaunt und betroffen zu ihr hinüber.

„Sie wissen das Datum?“

„Aus ihrem Tagebuche,“ bemerkte die Gräfin.

„Nein, auch so, Mama. Ich habe mich nämlich damals so über Sie geirgert, Herr von Holten, weil Sie durchaus verlangten, daß ich eine halbe Stunde vor der Sixtinischen Madonna still sitzen sollte, — und ich war noch so dumm, und die Madonna langweilte mich so! D, ich weiß Alles noch ganz genau. Nachmittags fuhren wir auf der Elbe nach Meissen, und Sie brachten uns so schöne Rosen, nicht wahr, Mama?“

„Ja, es waren recht hübsche Tage damals in Dresden; es that mir nur leid, daß Sie, der Sie so große Lust hatten, weiter zu fliegen, gleich wieder an die Arbeit zurückkehren mußten. Ich hätte Ihnen längere Ferien gegönnt, obgleich Ihre Versetzung nach Berlin ja auch sehr vortheilhaft für Sie war.“

„Aber Herr von Holten hatte doch Urlaub und nicht Ferien, wie ein Gymnasiast,“ rief Ada, und Holten,

der sich ohnehin über den mütterlichen Ton, den die Gräfin ihm gegenüber anschlug, ärgerte, der es aber ganz überflüssig fand, daß Ada diesen Ton noch besonders bemerkte, erwiderte etwas gereizt:

„Ferien bedeuten Feiertage; Ihre Mama hat Recht.“

Ada zog die Mundwinkel schmolend herab und ließ unwillkürlich den Arm der Gräfin los, indem sie sich an den Baron wandte, der schweigend neben ihr gestanden hatte, und auf ein Bild wies.

„Da, sehen Sie, da ist wieder eine Dame in Weiß, — und der Maler hat ihr auch wieder einen weißen Hintergrund gegeben, ganz wie Guffow. Sonderbar, nicht?“

„Miß Katharina Grant, von Herkomer,“ las der Baron im Katalog nach und stand dann einige Augenblicke stumm vor dem Bilde.

„Ein entzückendes Geschöpf, und wundervoll gemalt,“ sagte er langsam.

Ada stand neben ihm, aber ihr Blick flog zurück zu der Mama und Holten. Da standen sie wieder fest, und Holten war ganz vertieft in sein Gespräch mit der Gräfin.

Eine stüchtige Röthe flog über Ada's Gesicht. Sie warf einen schnellen Blick auf das Bild und sagte schlecht gelaunt:

„Ich mag die langen gelben Lederhandschuhe der Dame nicht!“

Der Baron lächelte.

„Sie lieben das Schöne, Fräulein Ada, und übersehen dieses süße Gesicht, um die Handschuhe zu tabeln, deren Farbentönung mir übrigens zu dem vielen Weiß der Umgebung ganz gut gefällt.“

Ada biß sich auf die Lippen: nun fing der Baron auch noch an, zu hofmeistern, — das war wirklich unerträglich.

„Mama soll entscheiden,“ sagte sie kurz und froh, einen Vorwand zu haben, ihre Pflegemutter herbeizurufen. Diese schloß sich der Ansicht des Barons an und erklärte dann, für heute genug Bilder gesehen zu haben und einen Gang durch den Ausstellungspark machen zu wollen.

Ada war schweigsam, während sie über die sauberen Kieswege schritten. Erst der Anblick der römischen Oesteria riß sie aus ihrem Anmuth.

„Ja, so, gerade so sehen sie aus, diese sonderbaren, wunderhübschen, lieben Nester, — o, Herr von Holten, Sie hätten dabei sein sollen, wie wir den vorletzten Abend in Rom in solch einer Oesteria einkehrten!“ Sie wandte sich unwillkürlich wieder an Holten, und diesmal spannte sie ihn in ihr Geplauder so ein, daß er es ganz vergaß, daß Ada ja „das Kind“ war, das er grundsätzlich nicht beachtete. Ja, er empfand es sogar angenehm, jetzt einmal nicht mit mütterlichem Wohlwollen behandelt zu werden, und die Beiden umschritten noch fröhlich plaudernd die Oesteria, während der Baron und die Gräfin schon auf den Stufen des Zeustempels standen.

„Wie seltsam, daß ich Sie hier treffe,“ sagte die Gräfin, „nachdem ich durch so viele Jahre den Wunsch gehegt habe, Sie zu sehen, um mir von Ihnen noch Alles das erzählen zu lassen, was die letzten Tage Detlev's betrifft!“

„Auch ich hatte diesen Wunsch, doch als ich damals nach Halldorf kam, waren Sie schwer krank, gnädigste Gräfin, und ich durfte Sie nicht sehen.“

„Ja, ich weiß, und dann gingen meine Eltern mit mir auf Reisen, — Sie waren außer Landes in dieser Zeit, so viel ich weiß!“

„Ja, ich machte mit einem Freunde große Reisen, fast eine Tour um die Erde.“

„Und ich fand meine Ada; die Vergangenheit trat vor der Gegenwart zurück, und wir verloren einander aus den Augen. Und nun wir Beide an keine Begegnung mehr dachten, treffen wir uns. Wie sonderbar das Leben spielt! Wollen Sie an einem der nächsten Tage zu mir kommen und mir erzählen, was Sie aus jener Zeit noch wissen?“

„Gewiß, gnädigste Gräfin.“

Sie hatten die Stufen erstiegen. Wie sie so ruhig da stand unter den hohen Säulen des Tempels und hinablickte auf das Menschengedränge unten im Ausstellungsplatz, gelassen, gleichsam darüber stehend, da dachte er: ebenso blickt sie auf die Vergangenheit zurück, dieselbe liegt überwunden hinter ihr, — und ich soll ihr davon sprechen? Das Leben gehört den Lebendigen, und ich soll den Schatten des Todten heraufbeschwören? Sie soll durch mich nicht mehr erfahren, als sie weiß, — aber was weiß sie? Holten hat sie wiederholt gesehen, er war unterrichtet.

Holten und Ada kamen heran, Alle durchschritten zusammen das dunkle Gewölbe, das sich seitwärts von der Säulen-Façade öffnete und nach dem Panorama von Pergamon führte. Jetzt standen sie auf der Plattform, welche die Veranda einer Villa markirte, die Aussicht auf die amphitheatralisch aufsteigende, von dem Zeustempel bekrönte Stadt zeigte und sich seitwärts zu einer von blauen Bergen umschlossenen Fernsicht öffnete.

„D, das ist schön, das erinnert mich an Italien,“ rief Ada lebhaft, „das ist der blaue, sonnige Himmel des Südens! D, Herr von Holten, so recht lebt man doch erst dort! Sie müssen auch hin, unbedingt, Sie müssen!“

„Ja, wenn man immer könnte, wie man wollte! Später, wenn ich einmal das große Los gewinne oder General bin! Die Lieutenants-Gage reicht nicht zu so etwas.“

Sie sah ihn mit einem Blick innigsten Bedauerns an. Das leidige Geld! Sie wußte, daß es zu Allem nöthig war, aber sie betrachtete es als selbstverständlich, daß man es stets hatte, wenn man es brauchte, und der Mangel daran erschien ihr außerordentlich bemitleidenswerth, zugleich aber von einem romantischen Schimmer begleitet, in den sich eine halbvergessene Kindheits-Erinnerung und allerlei Vorstellungen von märchenhaften Glücksfällen, die plötzlich Alles ändern konnten, mischten.

„Spielen Sie in der Lotterie?“ fragte sie lebhaft.

Er schüttelte lächelnd den Kopf: „Nein, aber ich male mir manchmal aus, wie es wäre, wenn ich plötzlich über große Geldmittel verfügte.“

„Ah, Sie träumen auch? Das finde ich reizend! Mama schilt immer, wenn ich es thue.“

„Träumen?“ Er wollte widersprechen, aber ihre glänzenden Augen sahen ihn so überzeugungsvoll an, daß er plötzlich die Wichtigkeit ihrer Entdeckung zugab. Ja, das „Kind“ hatte es getroffen: er träumte, — das war von jeher sein Fehler gewesen, Gräfin Else hatte ihn früher oft deswegen getadelt. Ada freute sich darüber!

Während diese Beiden in die gemalte Landschaft hinabschauten und in Gedanken zwischen den phantastischen Bauwerken des alten Pergamon spazieren gingen, erzählte Rudolf Hymburg der Gräfin von seiner Reise durch Griechenland, und wie wüst die Stätte jetzt sei, auf welcher man die Reste des alten Zeustempels gefunden. Vor ihren Augen schienen die Pracht-Bauwerke des schönen Pergamon in Trümmerhaufen zu versinken, während die Phantasie der beiden Anderen sie mit frischem Leben erfüllte.

Als sie den Tempel verließen, empfand es Max Holten wie ein Unrecht, daß er so lange mit Ada geplaudert hatte. Was kümmerte ihn Ada? Eilig trat er an Gräfin Else's Seite. Mit freudlichem Lächeln antwortete sie auf seine Fragen, aber es war ihm, als ob sie dabei an etwas Anderes dachte. Jedenfalls war sie nicht so ganz bei der Sache, wie Ada, welche jetzt an der Seite des Barons voranschritt, deren fröhliches Geplauder aber plötzlich verstummt war. Und Holten bemerkte dieses Verstummen trotz aller Mühe, die er sich gab, Gräfin Else zu unterhalten, ja, er hatte sogar noch Zeit, dazwischen zu denken: Hymburg ist aber wirklich unhöflich! Wie ein Stoch schweigt er neben der kleinen Ada.

Sie begleiteten die Damen bis zum Halteplatze der Wagen und verabschiedeten sich von ihnen mit einem „Auf Wiedersehen.“

„Jetzt sagen Sie mir vor allen Dingen, lieber Holten, wo stammt diese Ada her, die Pflegetochter der Gräfin?“

„Ada? Nun, sie ist armer Leute Kind; die Gräfin fand sie irgendwo, und da ihr eigenes Kind gleich nach der Geburt gestorben war und sie sich sehr einsam fühlte —“

„Mein Gott, die Motive sind ja ganz nebensächlich! Viele einsame Frauen nehmen Pflegekinder an, aber dieses Mädchen, — wissen Sie nicht, wo die Gräfin sie fand?“

„Ich finde nun wieder das ziemlich nebensächlich; schwerer fällt doch wohl in's Gewicht, daß die Gräfin ihre Mutterpflichten so ernst auffaßt, daß sie selbst auf Alles verzichten will, des Kindes wegen.“

„Wie meinen Sie das?“

„Sie betrachtet Ada als ihre künftige Erbin und erkennt sich selbst daher nicht das Recht zu, sich noch einmal zu verheirathen.“

„Aber ist sie denn nicht sehr vermögend, sodaß sie für Ada sorgen könnte, auch wenn —“

„Nein, das ist nicht der Fall, d. h. sie hat wohl Vermögen, aber doch nicht mehr, als sie zu einem Leben, wie sie es zu führen gewohnt ist, braucht. Und dann, so lange die Eltern leben, hat sie ihren schönen, festen Wohnsitz in deren Hause; aber das Gut ist Majorat, nach dem Tode des Vaters fällt es an Gräfin Else's Bruder, mit dessen Frau sie nicht besonders steht. Ja, wenn sie die alleinige Erbin wäre; aber so wie die Dinge stehen, ist sie lange nicht so reich, als man glaubt.“

„Hat sie denn das Mädchen adoptirt?“

„Das nicht, weil ihre Eltern sehr dagegen waren und es noch sind. Das ist aber auch gleichgültig. Was sie für ihre Pflicht hält, das führt sie durch, und für diese Ada zu sorgen, hat sie sich nun einmal zur Lebensaufgabe gemacht.“

„Und Sie wissen gar nichts von der Vorgeschichte des Mädchens?“

Holten zuckte die Achseln.

„Die hat mich nie interessiert.“

„Die Kleine ist aber entschieden eine interessante Erscheinung. Sind Ihnen nie ihre Augen aufgefallen?“

„Aufgefallen? Nun, recht hübsche, dunkle Augen hat sie.“

„Es sind keine deutschen Augen; es liegt etwas darin, das ...“ Er brach plötzlich ab, während Holten erstaunt aufhorchte. Was mußte diese kleine Ada auf den sonst so ruhigen Hymburg für einen Eindruck gemacht haben, daß er immer wieder auf sie zurückkam. Und was er mit ihren Augen hatte! Die Augen waren schön, gewiß; auch Max Holten hatte mit Vergnügen hineingesehen, aber sobald sie verschwunden war, kehrten seine Gedanken doch mit der Beharrlichkeit, in die er sich nun seit so langen Jahren hineingelegt hatte, zu Gräfin Else's Bild zurück, und er empfand wieder etwas von dem Groll, den ihm dieses fremde Geschöpf, das Else plötzlich an ihr Herz gezogen, von Anfang an eingefloßt hatte. Freilich, die Kleine war lebenswürdig geworden, das mußte er zugeben; daß sie aber auf den so viel älteren Hymburg gleich beim ersten Sehen einen solchen Eindruck machte, war doch stark. Er hätte ja ihr Vater sein können!

„Werden Sie die Damen morgen auffuchen?“ fragte er plötzlich.

„Ich weiß noch nicht, ob ich morgen dazu komme,“ antwortete Hymburg ausweichend; „einen Besuch muß ich der Gräfin natürlich machen. Sie wissen, ich habe sie heute zum ersten Male gesehen, und sie will von mir noch über Detlev's letzte Tage hören. Es ist sonderbar; das Alles schien mir so fern zu liegen, und nun hat mir diese Begegnung plötzlich Alles wieder so nahe gerückt, als wären Tage und nicht Jahre seit diesem unglückseligen Duell vergangen. Haben Sie der Gräfin einmal etwas von Frau von Vermingen erzählt?“

„Nein! Sie glauben, das Duell sei nur dadurch hervorgerufen worden, daß der Vicomte vorant die Deutschen beleidigt und Detlev dafür Genugthuung verlangt habe. Das war ja auch das alleinige, allgemein bekannt gewordene Motiv. Daß der Vicomte der Bruder Frau von Vermingen's war, und daß diese letztere überhaupt existirt, ahnt die Gräfin nicht. Sie sieht in Detlev einen Helden, der noch nachträglich ein Opfer des deutsch-französischen Krieges geworden ist, und ich würde es für eine überflüssige Grausamkeit halten, ihr zu sagen, daß damals eine Frau im Spiele war.“

„Natürlich.“

„Wir Beide sind vielleicht die Einzigen, die überzeugt davon sind, daß der Vicomte zu keinem anderen Zwecke sich Detlev näherte, als um ihn herauszufordern.“

Rudolf Hymburg nickte und blickte gedankenvoll vor sich hin. Dann fragte er:

„Und die Gräfin hat nie eine Aeußerung gethan, welche verräth, daß sie dennoch mehr wußte oder auch nur ahnte?“

„Niemals, — wie sollte sie auch!“

„Nun, sie ist doch gereift; es liegt nicht aus dem Bereiche der Möglichkeit, daß sie irgendwo mit Franzosen zusammen getroffen wäre und dann doch etwas erfahren hätte. In der deutschen Gesellschaft, glaube ich allerdings, waren wir Beide die einzigen genau Unterrichteten; aber wer weiß, was der Vicomte erzählte —“

„Ich denke, er hatte keinen Grund, sich der Sache zu rühmen, und Frau von Vermingen soll ja in's Kloster gegangen sein.“

„Ja, sie ist im Kloster, war es wenigstens ein Jahr nach der Katastrophe. Aber wer kann wissen, wie der Zufall spielt.“

„Weshalb glauben Sie an einen solchen Zufall?“

„O, ich glaube nicht daran, ich denke nur an die Möglichkeit.“ Er schwieg einen Augenblick, dann begann er wieder: „Sie wissen also nicht, an welchem Orte die Gräfin ihre jetzige Pflegetochter fand?“

„Mein Gott, so viel ich mich erinnere, war es in Dresden.“ Holten unterdrückte nur schlecht eine Bewegung der Ungebuld. Warum kam dieser gute Hymburg immer und ewig auf Ada zurück?

„Und das Nähere, wie diese erste Begegnung stattfand, wissen Sie nicht?“

„Nein!“

Die Herren, welche während ihres Gesprächs in dem Restaurant der Ausstellung eingelehrt waren, erhoben sich jetzt und schritten den Weg am Wasser entlang, über die Brücke, dem Ausgange zu.

„Sie werden der Gräfin gegenüber nichts von Frau von Vermingen verrathen,“ begann Herr von Holten nach einer längeren Pause, „und —“

„Nein,“ antwortete der Baron nun eben so kurz und bestimmt, wie Holten vorhin.

Sie trennten sich am Ausgang, und Beide empfanden diese Trennung wie die Aufhebung eines lästigen Zwanges. Dennoch hatten sie bisher Gefallen an einander gefunden, ja, sie hatten sich Beide gefreut, als sie sich vor einigen Wochen begegneten und constatirten, daß sie eigentlich so zu sagen Nachbarn waren, da Herr von Holten nach Berlin versetzt worden war und der Baron als

Landtags-Abgeordneter dort weilte. Sie hatten sich seither häufig gesehen und waren immer befriedigt von den gemeinschaftlich verbrachten Stunden gewesen. Heute aber hatten sie Allerlei an einander auszusprechen gefunden.

„Ich begreife Hymburg nicht!“ murmelte Herr von Holten achselzuckend. „Freilich soll es eine oft gemachte Erfahrung sein, daß gerade die jüngsten Mädchen die größte Anziehungskraft auf ältere Männer ausüben, aber dieses fortwährende Fragen nach Ada's Herkunft beweist doch ein ganz ernsthaftes Interesse. Wie kann man ein solches so im Handumdrehen lassen? Und dann, ein Kind von sechzehn Jahren und ein Mann von vierzig, — denn so alt muß Hymburg doch sein! Er würde sie schön auslachen, wenn sie ihm von ihren Träumen erzählte, — und sie war doch gerade so reizend, als sie das that.“

Und ebenso, wie nach der Trennung von Hymburg Holten's Gedanken sich fast ausschließlich mit Ada beschäftigten, obgleich er vorher fast nur von Gräfin Else gesprochen und an sie gedacht hatte, so standen auch Rudolf Hymburg's Gedanken in seltsamem Widerspruch mit seinem eben so lebhaft documentirten Interesse für Ada, denn dieselben beschäftigten sich in erster Linie mit Gräfin Else.

Er ärgerte sich darüber, daß Holten ihm förmlich das Versprechen abgenommen hatte, Gräfin Else nichts von dem zu verrathen, was er doch selbstverständlich verschweigen würde. Dieser gute Holten that gerade, als habe er ein Anrecht, über Gräfin Else's Seelenfrieden zu wachen! Es war doch überhaupt eine Thorheit von ihm, seine Jugendschwärmerei so in Permanenz zu erklären! Wenn die Gräfin an ihren Jugendfreund gedacht hätte, wer hätte sie verhindert, sich ihm zu nähern im Laufe dieser zehn Jahre? Was Holten dem Baron von den Vermögens-Angelegenheiten gesagt hatte, erschien diesem wie ein Vorwand, den eine Frau allenfalls einem ungeliebten Manne gegenüber brauchen, der aber nicht Stich halten konnte, sobald es sich um eine wirkliche Neigung handelte. Und dann, — Holten war doch zu jung für die Gräfin; sie mußten ungefähr gleichaltrig sein; das sollte der gute Holten doch auch bedenken. Seltsam war die Sache mit dieser Pflegetochter aber doch, — selbst wenn die Gräfin dieselbe Holten gegenüber nur als Vorwand brauchen sollte. Diese blonde, sanftblickende Frau hatte vielleicht mehr erlebt und wußte mehr, als man glaubte. Aus Holten war nichts herauszubringen, wahrscheinlich wußte er auch wirklich nichts. Aber Gräfin Else ...

„Jedenfalls besuche ich sie morgen,“ beschloß der Baron zuletzt, „und zwar in der Zeit, in der Holten Dienst hat,“ setzte er mit einer gewissen Genugthuung hinzu.

(Fortsetzung in nächster Nummer.)

Nachdruck verboten.

## Das Erdbeben an der Riviera.

Von A. von Schweiger-Lerchenfeld.

In den letzten Februar-Tagen geschah es wieder einmal, daß die Naturkräfte, welche der Mensch zu beherrschen wähnt, sich eine graufige Ueberraschung vorbehalten hatten. Wenige Minuten hatten genügt, um den schönsten Meerestrich der Welt, — die ligurische Riviera des Mittelmeeres, — in ein Chaos von einstürzenden Dörfern zu verwandeln. Tausende und Zehntausende von Menschen in wilder Flucht aus einander zu jagen. Die Verwickelten, welche in einem irdischen Paradiese liegen, und deren Namen allein genügen, selbst bei Jenen, welche fern vom weißen Uferpaume des italischen Meeres weilen, heitere Erinnerungen oder schwärmerische Sehnsucht hervorzurufen: sie wurden mit einem Schlage Signalstationen eines allgemeinen Schreckens, wie man ihn auf europäischem Boden seit Menschengedenken nicht gekannt. Die graufige Katastrophe von Ischia war örtlich zu begrenzt, um eine allgemeine Panik hervorzurufen; das Erdbeben, welches im vergangenen Hochsommer Griechenland und einen Theil von Amerika heimgesucht hatte, entzog sich dem allgemeinen Interesse, weil die Berichterstattung nicht ausführlich genug war.

Dazu kommt, wie gesagt, der in die Augen springende Gegensatz zwischen den Bildern, welche die Zithle der Riviera in normalen Zeiten darbietet, und der allgemeinen Vernichtung und Zerstörung, wie wir sie in diesen Tagen erlebt haben. Nizza mit seiner weltberühmten „Promenade des Anglais“, einer der begnadetsten Punkte der Erde; alsdann Mentone mit seiner unvergleichlichen „Route de la Corniche“. Hier hat Mancher begreifen gelernt, wie Seeluft und Meeresbläue unter südlichem Himmel das Wesen einer geistigen und leiblichen Schwelgerei bilden können, von welchen der Fernstehende keinen Begriff hat. Die thauige Luft ist ein Labial, wie es nur die Wunderbrunnen unentdeckter Fabelländer bergen. Ferner Vordighera, das afrikanische Oasenbild mit seinen dichten Palmenhainen; San Remo, wo man auf dem Cypressenhügel der Madonna della Volta alle Bedrückung der platten Alltäglichkeit vergißt; Monaco und Ventimiglia und zuletzt Cannes, dessen landschaftliche Herrlichkeiten sich zwischen schäumender Brandung und dem fernem Schimmer beschneiter Hochalpen wie eine bedrückende Luftspiegelung ausnehmen. Dazwischen verstreut liegen Gehöfte und Dörfer, Villen und Landhäuschen, Alles Perlen eines und desselben Diadems, mit welchem Aphrodite den Saum ihres Reiches geschmückt hat.

Da, einige kräftige Stöße, — der Boden geräth in's Schwanken, die weißen Standbilder stürzen, ganze Dörfer fallen krachend in sich selbst zusammen: das Bild einer allge-

meinen Zerstörung, als ob ein mächtiger Dämon mit ehernen Schritten über all die Pracht hinweggeeilte wäre. Da horcht der Mensch auf und lauscht williger als sonst den Worten, welche die Wissenschaft zur Erklärung solcher Phänomene bereit hat. Ob diese Erklärungen befriedigend ausfallen, um den Schlüssel für die räthselhaften Vorgänge im Walten der Naturkräfte zu geben, mag dahingestellt bleiben. Der Vulkanismus, — mit welchem ja die Erderstatterungen innig zusammenhängen, — ist eine Wissenschaft, die es noch immer nicht zu einem positiven Resultate gebracht hat. Beweis dessen sind die vielerlei Theorien, welche zu seiner Erläuterung aufgestellt wurden. Die älteste ist die sogenannte „plutonische Theorie“, nach welcher das Erdinnere als Feuermaße zu denken ist, welche gegen die Erdkruste reagirt und auf diese Weise die bekannten Erscheinungen des Vulkanismus hervorruft. Man hat gegen diese Theorie die berechtigete Einwendung gemacht, daß in diesem Falle die Erdrinde, um der ungeheuren Kraft der feuerflüssigen Masse widerstehen zu können, eine Mächtigkeit besitzen müßte, die in keinem Verhältnisse zu der angenommenen Dicke von acht bis zehn Meilen stünde.

Um nun die plutonische Theorie dennoch zu retten, haben die englischen Geologen Hopkins und Scrope die Ansicht aufgestellt, daß der Erstarrungs-Prozess ursprünglich vom Mittelpunkte der feuerflüssigen Masse aus stattgehabt hätte, und zwar durch Untersinken der erstarrten schwereren Theile. Vom Mittelpunkte sei die Erstarrung gegen den Umfang fortgeschritten. Bevor aber die letzten Theile fest wurden, entstand ein Zustand unvollkommener Flüssigkeit der Masse, welcher es verhinderte, daß die abgekühlten und schwereren Theilchen niedersinken konnten und die Veranlassung zur Bildung einer oberflächlichen Kruste wurde, von der aus nun die Erstarrung auch nach abwärts fortschreitet. Daraus geht hervor, daß wir uns zwischen dem erstarrten Kern des Erdinneren und der Erdkruste eine feuerflüssige Mittelschicht zu denken hätten, die der Sitz der vulkanischen Thätigkeit wäre. Aehnlicher Ansicht ist Stern Hunt; doch sieht er von einer feuerflüssigen Zwischenschicht ab und setzt an deren Stelle den noch unvollkommen erstarrten inneren Rand der Erdkruste. Mechanische und chemische Einflüsse, sowie Wasser-Imprägnirung hielten diese Schicht in einem Zustande der Zerkleinerung, wozu noch der gewaltige, auf ihr lagernde Druck komme, sodaß Druck und Hitze jenen Rand im Schmelzfluß erhielten.

Es liegt auf der Hand, daß unsere Gelehrten zwischen dem Vulkanismus und der Entstehung der Erdbeben einen Zusammenhang suchten. Um diese letzteren zu erklären, stellten sie die Behauptung auf, daß die Vulkane gewissermaßen die „Sicherheits-ventile der Erde“ seien, d. h. die Gefahren einer Erderstatterung hören in dem Augenblicke auf, wenn es den nach der Oberfläche drängenden unterirdischen Gewalten gelungen ist, durch die Vulkan-Krater Ausgang zu erlangen. Nun hatte es sich aber ergeben, daß die Erstatterungen nicht vor, sondern nach großen Vulkan-Ausbrüchen stattfanden, womit obige Annahme hinfällig wurde. Diese Fälle waren so häufig, daß nach einem anderen Erklärungsgrunde gesucht wurde, und einer derselben ist die sogenannte „Einsturz-Theorie“, deren berühmtester Vertreter der italienische Vulkanist Palmieri ist. Durch die fortgesetzte zerfallende Thätigkeit des feuerflüssigen Erdinneren entstehen, nach dieser Annahme, ungeheure Hohlräume, welche dann, wenn der Druck nachgelassen, oder auch späterhin bei geringfügigen Anlässen, theilweise einstürzen müssen. Auch diese Erklärung ist nicht stichhaltig. Der geniale Astronom Rudolf Falb weist nämlich darauf hin, daß bei fortgesetzten Einstürzen die zerstörende Kraft des Erdinneren zuletzt die Erdoberfläche erreichen müßte, mit anderen Worten, daß eine völlige Umgestaltung des Boden-Reliefs in vulkanischen Gegenden vor sich gehen müßte, was aber durchaus nicht der Fall ist.

Mit Rudolf Falb betreten wir das actuelle Forschungsgebiet des Vulkanismus. Den Lesern ist gewiß die Thatsache bekannt, daß der geniale Gelehrte wiederholt Erderstatterungen vorhergesagt hat, und daß die Vorherjagung immer zutrifft. Seit Jahren wird die Prophetenstimme Falb's vernommen, ohne daß die Fachgelehrten sie beachtet hätten. Im großen Publicum, dem die Controle über Falb's Theorie und deren practische Wahrnehmungen abgeht, überhört man gleichfalls den Sturmvogel, der warnend das wahrcheinliche Eintreten von Katastrophen, oder zum mindesten von vulkanischen Zwischenfällen, für einen bestimmten Zeitabschnitt ankündigt. Erst wenn die Vorherjagung zutrifft, erkennt man den Ernst der Angelegenheit und tritt ihr mit einer gewissen Neugierde näher, ohne eigentlich zu wissen, um was es sich hier handelt.

Selbstverständlich ist Rudolf Falb kein Prophet in dem Sinne, wie solche Persönlichkeiten von der abergläubischen Menge aufgefaßt werden. Auch seine wissenschaftliche Sehergabe beruht auf ganz natürlichen Voraussetzungen. Falb sucht nämlich die Ursache der Erderstatterungen nicht auf unserm Planeten, sondern außerhalb desselben, d. h. er führt sie auf kosmische Wirkungen zurück. Gemeinverständlich gesprochen, wären nach Falb Sonne und Mond die Erdbeben-Erreger, ganz in dem Sinne, wie sie Ebbe und Fluth hervorgerufen. Die Großartigkeit dieser letzteren Erscheinung hatte den genannten Astronomen schon lange zu der Ueberzeugung gebracht, daß gewisse Factoren durch ihr Zusammenreffen die Fluth bedeutend verstärken müßten. Diese Factoren sind: die Anziehung der Sonne und des Mondes, jede für sich betrachtet; alsdann die Thatsache, daß der Neumond etwas größere Fluthen, als der Vollmond erzeugt. Ferner spielt die Schwerkraft der Erde, sowie die Stellung des Mondes oder der Sonne zur Erde, eine gewisse Rolle. Ein weiterer Factor ist die jährliche Bewegung der Erde um die Sonne, wobei die Schwerkraft wirksam auftritt. Es kommt noch der Fall in Betracht, wenn der Mond sich genau in der Sonnenbahn befindet. In diesem Falle liegen die beiden Fluthbahnen des Mondes mit denen der Sonne in einer und derselben Ebene.

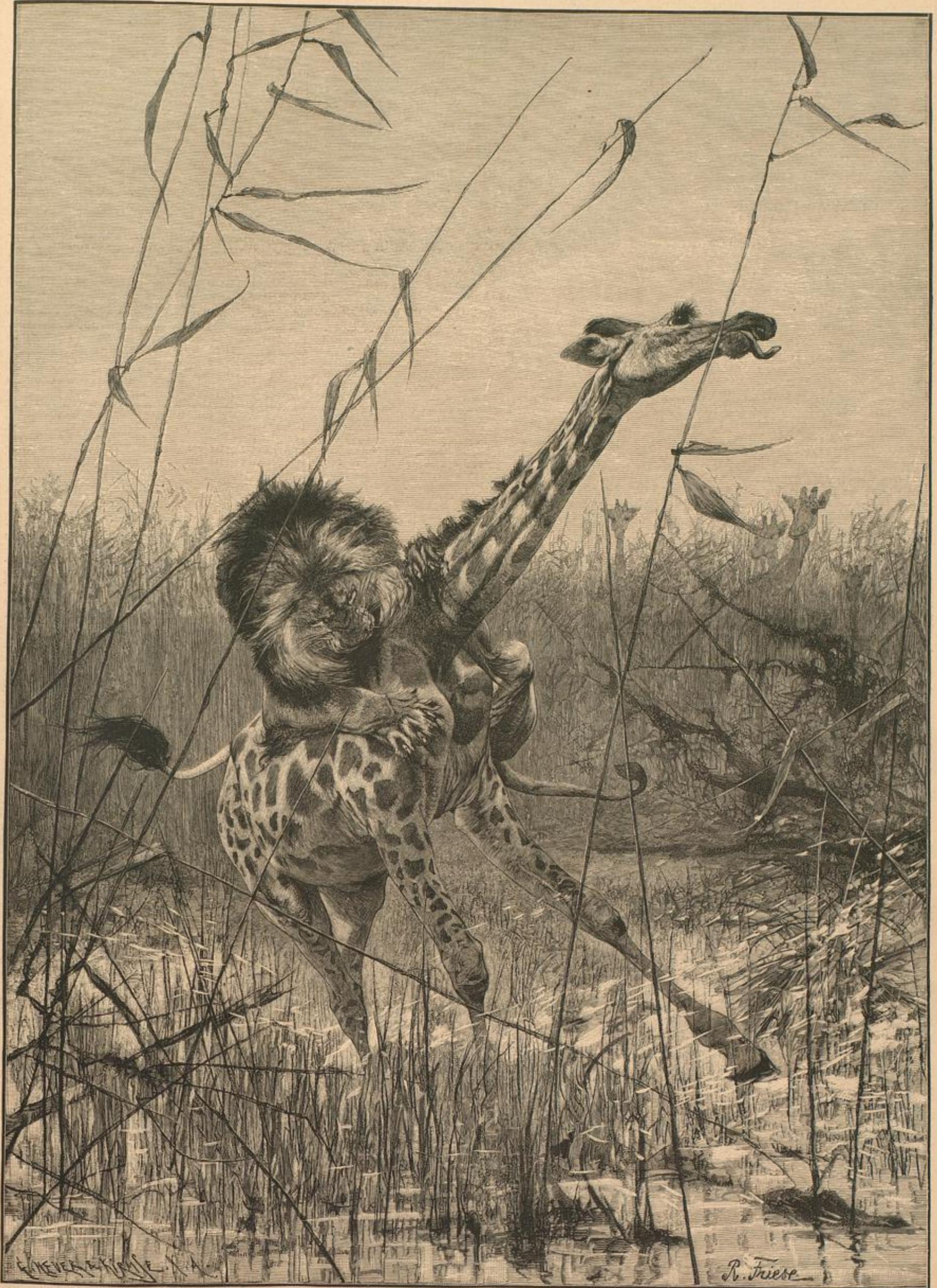
Alle diese Factoren bedingen also einen Wechsel in der Stärke der Hochfluthen, je nach der einen oder anderen Combination derselben. Dergleichen sind Sonnen- und Mondfinsternisse von unmittelbarem Einflusse auf die Fluthhöhe. Da nun auch das Erdinnere im feuerflüssigen Zustande sich befindet, stellt Falb die Behauptung auf, daß obige Factoren auch für die feuerflüssige Masse Gültigkeit hätten. Das Zusammenreffen mehrerer Fluth-Factoren bedinge eine kräftigere Reaction der genannten Masse gegen die Erdrinde, wodurch die Erderstatterungen hervorgerufen werden. Da die Fluth-Factoren sich aus den einfachen astronomischen Rechnungen ergeben, unterliegt das Vorherjagen von außergewöhnlichen Hochfluthen, beziehungsweise intensiveren Bewegungen des feuerflüssigen Erdinneren gegen die Erdrinde, keinen Schwierig-



Das Erdbeben in Diamantina. Von G. W. W. W.

Am schlimmsten wurde von dem Erdbeben Diamantina sich zerstört und über sechshundert Menschen unter den Trümmern in Diamantina in Argentinien, jedes Haus hatte unter den Hochstürmen und Stöße. Einem hohen Gelbenlos fand bei dem Rettungsversuche im Begriffe von Porto-Mariano betroffen, bis zum Morgen bei dem Begraben. Das bei Erdbeben hier so viele Menschen-Del-Schiffen, in welche die Bewohner beim Zusammenbrüche der Gebäude eintraten. Ein Haus in welchem noch die 23. Februar ein blühender Ort von 2300 Einwohnern. Hier leben fortwährend, erlitt sich zum Theil aus der Ruine der helle Goldgrube lobte, begrub beim Einfuhr alle Bewohner hoch kam und eine Zusammenstöße der Diamantina bei dem Erdbeben blieb kein Haus unberührt; die meisten Gebäude wurden ganz zerstört.

Lauterbach



Löwenritt. Nach einer Bleistift-Zeichnung von Richard Friese. — Siehe Seite 127.  
In unserer Preis-Concurrenz durch ehrenvolle Erwähnung ausgezeichnet.

Rachdruck verboten.

### Flugsand.

Von J. J. David.



ie war ganz sacht und unbeachtet erloschen. Niemand hätte auch nur die Krankheit nennen können, an der sie hingestreckt; aber vom ersten Tage an, da die Witwe des falliten Kaufmannes den Boden des mährischen Heidedorfes betreten, war sie stiller und stiller geworden. Niemand achtete darauf; Niemand hatte ein Auge dafür, wie ihre Wangen mehr und mehr einfielen, während ihre Augen immer verrätherischeren, traurigen Glanz gewannen. Durch Lebens-Gewohnheit und Sprache war sie den Verwandten entfremdet, denen zuliebe sie doch hierher auf das kleine Gütchen gestücht war, das ihr als letzter Rest ihrer Habe geblieben war. Und der Einzige, der Alles sah und sich Gedanken darüber machte, war ein stilles, verschüchtertes Kind, das von solchen Zeichen wohl ahnend geängstigt wurde, wenn es sie auch nicht zu deuten verstand.

Da sie aber fühlte, wie ihr der Tod an das Herz griff, — es war an einem Tage im Vorfrühling, und sie allzu schwach, als daß sie hätte ihr Bett verlassen können, — winkte sie den kleinen Felix zu sich heran. Sprechen konnte sie nicht mehr; aber seine schmale Hand nahm sie in die ihre und sah ihn lange und unverwandt an. Fiel ihr in dieser Stunde das Unrecht auf die Seele, welches sie dem Kinde gegenüber verübt? Denn ihr ganzes Sinnen und ihre volle Liebe hatte sie einem Todten, einem stolzen, herrischen Manne, zu Eigen gegeben, dem sie nur einmal im Leben zu widerprechen gewagt; an jenem Tage, da er, verunglückt in allen Plänen und Wagnissen, auch das Letzte, ihr Muttergut, das einzige Erbe ihres Kindes, von ihr gefordert. Sie hatte es ihm geweigert und meinte, ihn dadurch in den Tod getrieben zu haben. Weil das Herz des Knaben wegen geschwehen war, fühlte sie, wie sich ihr Herz langsam von ihm abwendete, beachtete sie es nicht, wie die Schatten ihres eigenen Lebens verdüsternd in eine junge, sonnenbedürftige Seele fielen. Reute sie das nun? Jedenfalls: zu einer Abhülfe war es zu spät, und das vergräunte Kindergeächeln ihr gegenüber und die Regungslosigkeit, in welcher der Knabe verharrte, sprachen deutlich genug von verkümmelter Jugend. Er wagte keine Bewegung, auch dann nicht, als sich die Augen der Mutter langsam schlossen, wie wenn sie einschlafen wollte, während einem letzten Juden ein eisiger Schauer folgte, der aus ihren Händen in sein Innerstes herüberrieselte. Seine kurzen, blonden Haare sträubten sich, ein ängstlicher Schrei sprang über seine Lippen: „Mutter!“ — aber die Lider blieben geschlossen, und das Kind verhielt den Athem, bis die alte Aufwärterin kam und es fortführte.

Bei einer Baise der Mutter fand der Knabe nun Aufnahme. Sie war ein gutes Weib und hatte recht's Mitleid mit der Baise, konnte aber doch kein Herz für sie fassen. Es mißfiel ihr, daß der Kleine beim Leichen-Begängnisse nicht geweint hatte, — aber er fand überhaupt nie Thränen. Dann war ihr der Junge gar zu still; wenn ihre eigenen Kinder, deren sie die Stube voll hatte, tollten und lärmten, dann sah er am liebsten auf dem Bänkchen, welches um den großen Ofen lief, drückte sich recht fest an die grünen Kacheln und sah stumpf und ohne jedes Zeichen von Theilnahme zu. Die ungewohnte Enge der Wohnung, das ewige Lärmen um ihn verwirrten ihn und thaten ihm weh; an die fremden Laute, welche hier gesprochen wurden, konnte er sich nicht gewöhnen. So blieb er der Bäuerin immer so fremd, wie er's am ersten Tage gewesen war; sie ahnte nicht einmal, wie unendliche Sehnsucht nach Liebe in diesem Kindesgemüthe schlief, das ihr nicht Ausdruck zu geben verstand, weil es nie Befriedigung dafür gefunden hatte, weil seine verhöhlene Zärtlichkeit nie gewedt worden.

Nach Eines aber qualte den kleinen Felix und machte ihm den Aufenthalt bei seinen Pflege-Eltern unendlich; er empfand deutlich, wie ihn Alle bemitleideten. Alle, selbst die Bauernbuben, behandelten ihn mit einer gewissen Schonung und Rücksicht. Er wußte selbst den Tag genau, an dem das begonnene hatte. Der Arzt war gekommen, hatte ihn gesehen und war bald wieder fortgegangen. Vor der Thür hatte er dann mit der Bäuerin lange gesprochen. Felix horchte und hörte nun, wie er sagte, man möge das Kind nur immer gewähren lassen, es zu nichts zwingen, was es nicht gern thäte. Warum doch wohl? Der Knabe konnte stundenlang darüber grübeln; dann sah er noch greisenhafter drein, dann war ihm selbst seine einzige Freundin, das einzige Geschöpf, welchem er sich angeschlossen, dann war ihm selbst Ludmilla verhaßt, und er konnte sie von sich stoßen.

Sie war das älteste Tochterlein seiner Pflege-Eltern und ein hübsches, schwarzäugiges Dirnchen. Von allem Anbeginn an hatte sie den Zugang zu der Seele des neuen Hausgenossen gesucht. Sie hatte selbst um seine Liebe geworben. In jeder Weise hatte sie sich bemüht, ihn aufzuheitern, mit jenem Zartgefühl, das jedem Weibe angeboren ist, ihn bemuttert. Ihr allein war es gelungen, ihn in's Freie zu locken; sein Herz hatte sie an jenem Tage gewonnen, da sie ihn auf die Heide gebracht, die unmittelbar vor dem Dörfchen begann, um sich fast unabhäufig weithin zu dehnen.

Das war an einem rechten Frühlingstage geschehen, und die Beiden fanden sich ganz allein. In einer Hoffnung und sich Milla betrogen: Felix war zu keinem herzhaften Wettlaufe oder Spiele zu bewegen, und dennoch war sie zufrieden, denn der Ausdruck dummer Theilnahmslosigkeit in den Zügen ihres Gespielens wich, sein Auge leuchtete auf. Was er sah, muthete ihn neu, fremd und doch wie im Tiefgeheimsten verwandt an. Hinter ihnen war die dürftige Grasnarbe, welche sie zuerst beschritten; der Flugsand lag gelb leuchtend bloß. Am Horizont erhoben sich ernst und windjerrauscht die Föhren. Ringsum war's todtentill; selbst Ludmilla, die stets Lebendige, war verstummt, und Felix hatte sich auf ein kleines Hügelchen gesetzt und staunte und konnte sich kaum von dem Anblicke trennen, der ihm geworden.

Fortab, wenn ihm der Lärm im Hause zu viel ward, zog er zur Heide. Auch dann suchte er sie auf, wenn ihm das Gefühl seiner Vereinsamung zu lebendig erwachte, wenn er die Scheide zu deutlich empfand, welche ihn von denen trennte, die er Eltern und Geschwister heißen mußte. Sie behandelten ihn wohl gütig; nie ward ihm ein Schlag, aber auch wie eines jener scheltenden Scherzworte, jener ausquellenden Liebesfungen, wie den Anderen. In seiner wortfargen Art hatte er sich bemüht, etwas Aehnliches zu erhaschen. Er drängte sich mit herzu, wenn die Anderen um die Mutter sprangen, — aber das half nichts. Er wurde stockisch und mürrisch über diesen Gedanken; er suchte die Bäuerin zu erzürnen, damit sie ihm weh thäte und ihn dann

leiten. Thatsache ist, daß sowohl das große Erdbeben vom 29. August 1886, welches Griechenland und Amerika heimsuchte, mit einer durch Eintritt einer Sonnenfinsterniß erzeugten großen Hochfluth zusammenfiel, als auch die Erschütterung vom 23. Februar d. J., an welchem Tage, wenige Stunden nach einer ringförmigen Sonnenfinsterniß, eine starke Hochfluth eintrat. Rudolf Falb hat unzählige Beweise für seine Theorie vorgebracht, und seine Vorherjagungen waren immer in der einen oder anderen Form zutreffend. Es ist daher wünschenswerth, daß die Gelehrtenwelt ihre ablehnende Haltung gegen die Falb'sche Erdbeben-Theorie aufhebe und das große Publicum auf die Stimme des wissenschaftlichen Sturmvogels aufmerksam mache, als es bisher der Fall gewesen.

Rachdruck verboten.

### In einem Pariser Hause.

Von Eugen von Jagow.



as Pariser Haus unterscheidet sich von dem der deutschen Großstädte schon in seinem Aeußeren. Es pilegt sechs Stockwerke zu haben, ist selten breit und selten ohne Entree; seine Balcons nehmen die ganze Straßenseite ein; die Fenster reichen fast bis zu dem sorgfältig gebohnten Parkettboden herab und sind mit hölzernen Armlehnen versehen; seine Läden und Cafés schmückt ein brauner oder schwarzer, mit gemalter Goldborde versehener Holzrahmen, welcher dem Auge den Uebergang von der kahlen Straßenseite zu den mehr oder weniger prächtigen Spiegelscheiben wohlthuend vermittelt.

Die Wohnungsmiethe ist theurer, als in den deutschen Hauptstädten, und da dasselbe für die Baupläne gilt, so begreift sich's, warum die Häuser hoch, die Höfe entsehrlich klein und die Gärten äußerst selten sind. Jeder Miether fährt beim Umzuge, der in Paris seltener erfolgt, als in der wanderlustigen deutschen Reichshauptstadt, seinen Garten in Gestalt von einigen Blumentöpfen mit sich.

Brachthäuser, wie sie im Berliner Geheirath's-Biertel und am Thiergarten so zahlreich sind, findet man in Paris in viel geringerer Zahl, und auch die Disposition der Wohnungen, ihre Eintheilung und Ausstattung weicht sehr von dem ab, was an der Spree üblich ist. Je höher man in einem Berliner Hause emporksteigt, um so minder elegant werden Treppe, Stund-Arbeit und Tapetenmuster. In Paris denkt man in dieser Beziehung demokratischer; die Etagen gleichen sich in jeder Beziehung im ganzen Hause. Doppelwohnungen in den obersten Stockwerken sind selten, werden aber, seit das Geld knapp ist, hier und da eingeführt.

Die Zimmer sind kleiner und kofetier, als die in Berliner Häusern; die lichtlosen Hängeboden oder sogenannten Mädchen-gelasse sind völlig unbekannt, und für das Schlafzimmer wird, nächst dem Salon, der luftigste, gesundeste, hübscheste Raum gewählt. Das Schlafzimmer mit seinen Holz-Banceten, die sogenannte salle à manger, muß eben dort vorlieb nehmen, wo es am wenigsten schön ist, mit dem Blick nach dem unfreundlichen Hofe, oder irgend sonst wo. Und ist das nicht sehr richtig? Man weiß eine dreimal längere Zeit im Schlafzimmer, — muß der Aufenthalt darin also nicht dreimal gesünder sein? Man legt in Paris auf die Repräsentation, auf das Brunkeln mit seinen Gesellschaftsräumen weniger Werth, als bei uns, und da alle Welt so denkt, empfindet man kaum die etwaigen Mängel der Salons.

Dafür ist aber das Schlafzimmer ein wahres Boudoir, in dem man gern weilt, weil es einen heiteren und gemächlichen Eindruck macht. Nicht selten sind die Wände mit mehr oder minder kostbaren Stoffen überzogen, die sich sehr hübsch ausnehmen, aber zu einem wahren Staubfang werden. Hübsche, kofette Möbel aus Kuch und Polirander, oder wohl gar aus Rosenholz, und mit eingeleger Arbeit, schmücken den Raum. Die Hauptzierde des Schlafzimmers ist aber das breite Himmelbett mit seinen Ruffelin- oder Seidenvorhängen und mit seiner feinen, spitzengeknüpften Wäsche. Die Matratze pilegt elastisch und härter zu sein, als in Deutschland; man liebt in Frankreich die immerhin etwas verweichlichenden Federn nicht.

In der Küche, deren Herd verhältnißmäßig klein ist, fehlt neben dem Ausgussbecken selten ein breites, feineres Spülbecken. Das rüthlich schimmernde Kupfergeschirr bildet die schönste Zierde.

Von den Diensthofen wohnt stets nur einer in der Wohnung der Herrschaft selbst, die Kammerzofe, oder, ist nur ein Diensthofe vorhanden, das „Mädchen für Alles“, das stets in einfacher, dunkler Kleidung mit weißer, hoher Schürze und weißer Haube den Dienst verrichtet. Die übrige Dienerschaft wohnt im sechsten Stock, zu dem in eleganten Häusern eine Hintertreppe, die sogenannte Diensttreppe (l'escalier de service), hinaufführt. Bodenzimmer giebt es im Allgemeinen nicht; der enge Keller und die zahlreichen Wandschränke in der Wohnung müssen das aufnehmen, was der Miether der deutschen Großstädte unter dem Dache unterzubringen pilegt. Das Waschen im Hause ist nicht üblich, oder wenigstens beschränkt sich dasselbe auf eine sehr kleine Wäsche; eben so wenig giebt es einen stillen Portier. Der Portier, in Paris Concierge genannt, bewohnt seine „Loge“ im Entree oder im Parterre (rez-de-chaussée), wo sonst außer ihm nur die Inhaber der Läden und Cafés ihre enge Behausung haben. Kellerwohnungen, die man in Berlin und London so häufig sieht, und die der Gesundheit der Einwohner in hohem Maße nachtheilig sind, verbietet die Polizei. Selbst der Kohlen- und Holzverkäufer, gewöhnlich ein Auerognat, eine populäre und merkwürdige Persönlichkeit in Paris, hat seine Vorrathsräume auf ebener Erde.

Betrachten wir nun ein bestimmtes Haus oder, richtiger gesagt, ein Haus in einem bestimmten Pariser Viertel.

Im Seine-Ufer ist die Trennung der Volksklassen nach bestimmten Stadtvierteln weit laffenartiger durchgeführt, als in Berlin. In Belleville und Montmartre beispielsweise herrscht die Arbeiter-Bevölkerung vor, im Viertel des Temple die Krämerwelt, im Viertel des Boulevard Sebastopol die Kaufmannswelt; das Viertel der Central-Hallen hat seinen ganz besonderen Charakter; in der Chaussée d'Antin wohnt die hohe Finanz, in der Gegend des Boulevard Poissonniere die kleinere Börsewelt, im Quartier Saint-Germain der reiche Erbadel. In all diesen, wie in den übrigen Vierteln von Paris hat das Haus natürlich seinen besonderen Charakter.

Wählen wir also auf's Gerathewohl das gassenreiche Quartier Latin, dessen Hauptader der belebte Boulevard St. Michel, dessen Hauptzierde das Pantheon, der Senat, das Odeon und der schöne Luxembourg-Garten sind. Man würde es mit dem

Potsdamer-Viertel in Berlin, von der Potsdamer Brücke bis zur Bülow-Straße, vergleichen können, wenn es nicht gleichzeitig auch das Studenten-Viertel wäre. Immerhin aber wohnen dort viele gut situirte Leute, Rentner, Justizbeamte, Professoren, Kaufleute und, natürlich im sechsten Stock, die Herren Studenten, neben den noch auf Berühmtheit harrenden Schauspielern und den Bonnen, wie man in Paris die Dienstmädchen nennt.

Nur drei Worte von den Rentnern. Es giebt deren in Paris weit mehr, als beispielsweise in Berlin. Nicht so sehr deshalb, weil man dort reicher ist, als darum, weil es in Frankreich üblich ist, sich nach zwanzig- bis dreißigjähriger Thätigkeit als Geschäftsmann zur Ruhe zu begeben und von seinen Renten zu leben. Diese Sitte findet ihren entsprechenden Ausdruck in einem Börsenpapier, das sich „Rente“ nennt und bei den „Arachs“ der letzten Jahre eine recht tragische Rolle gespielt hat.

Wir befinden uns also in einem Bourgeois-Hause des Quartier Latin, in der Nähe des Luxembourg, wo an Neubauten und hellerleuchteten Cafés, in welchen das „verhaßte“ Münchener Bier immer mehr die Oberhand gewinnt, kein Mangel ist.

Die Portierloge und ein Café oder eine fruiterie (Grünkrum) oder eine epicerie (Colonial-Waarenhandlung) nehmen das Erdgeschoss ein. In den ersten drei Stockwerken wohnen Rentiers, im vierten und fünften Beamte und Geschäftsleute, im sechsten, wie überall sonst, das Dienstpersonal und die Miether von einem unmobiliten Zimmer. In diesem Hause giebt es keine „Logements“ (ein bis zwei Zimmer nebst Küche), sondern nur Wohnungen zu drei bis vier Zimmern, nebst Mädchenstube und Küche.

Die Haushär, welche nicht das Miethengewicht der Berliner besitzt, öffnet sich schon vor sechs Uhr, im Winter vor sieben Uhr. Der Cerberus, welcher, seit Eugène Sue seine berühmten „Mysteres de Paris“ veröffentlicht hat, den Spitznamen „Pipelet“ fährt, stellt den großen Külleimer, in welchen er den Inhalt der kleinen, von den Bonnen hinabgetragenen Eimer vereinigt hat, vor die Thür, damit die städtischen Wagen dere. Inhalt in ihre mächtigen Behälter aufnehmen, — ein recht profaisches, aber eben so anschauliches Bild für die Art, wie kleine Wasser große Ströme, kleine Abgaben große Fonds bilden. Bevor übrigens die sogenannten tombereaux die schlummernde Straße von ihren häßlichen boites à ordures befreien, welche nach ihrem Entdecker, dem ehemaligen Polizei-Präsidenten, auch boites à Poubelle genannt werden, revidirt sie zuvor die Lumpenfrau mit ihrem Haken und vor ihr der herrenlose Hund: ein pittoreskes, wenn auch nicht eben ästhetisches Schauspiel, welches an die Glanzzeiten der von Felix Poat und anderen Dichtern verherrlichten „Chiffonniers de Paris“ erinnert. Der böse Poubelle mit seiner „Pandora-Büchse“ hat ihnen viel Leides gethan.

Etwas später erscheinen die Bonnen, um ihre Einkäufe in den Markthallen oder bei den marchands de quatre saisons zu machen, und da die „Herrschaft“ sie selten begleitet, so sorgen sie fast ausnahmslos für die Erhöhung ihres Lohnes, der sich auf dreißig bis sechzig Francs pro Monat beläuft.

Während die Herrschaft ihr erstes Frühstück einnimmt, den Milch-Kaffee, der indessen in Paris minder beliebt ist, als in Deutschland, die Chokolade oder die Suppe, — sehr viele Pariser bleiben nüchtern bis zum sogenannten zweiten Frühstück, — reinitigt der Concierge die Treppe. Ist er vornehm, was ihm leider oft passirt, so läßt er dieselbe von einem Bohner bohnen. Er kann sich diesen Luxus leisten, da er zu Neujahr und bei der vierteljährlichen Miethszahlung hohe Abgaben in Gestalt von Trinkgeldern einfordert und seine Frau den unbeweihten Miethern nicht selten die Zimmer in Ordnung hält, was man in Paris „faire le ménage“ nennt. Dann trägt er die Correspondenz seiner Miether, welche von dem Postboten in der Loge abgegeben wird, hinauf. Wenn man nun noch erwägt, daß man beim Concierge über diejenigen seiner Schutzbefohlenen, welche anderweitig gemiethet haben, Erkundigungen einzieht, so begreift man, welche wichtige Persönlichkeit Herr Pipelet in Paris ist. Wehe dem Miether, dem er nicht wohl will! Derselbe erhält seine Briefe und Zeitungen gar nicht oder verspätet; wenn er ein Arzt ist, wird seine Kundschaft fortgeschickt, unter dem Vorwande, er sei nicht anwesend, oder der Concierge schickt dieselbe die „Diensttreppe“ hinauf u. i. w. u. i. w.

Zahllose Prozesse werden alljährlich gegen diesen unerbittlichen Autokraten angestrengt, in dessen Loge der Hausklatsch natürlich seinen Mittelpunkt hat, — aber fast immer vergeblich.

Doch kommen wir auf die Lebens-Gewohnheiten unserer Miether zurück. Wer von diesen die Zeit dazu hat, nimmt im Café vor dem zweiten Frühstück ein Gläschen Bittern, Wermuth, Absinth oder Madeira. Das Frühstück selbst beginnt stets mit den sogenannten hors d'oeuvre, Radieschen, Butter, Sardinen, Oliven, Crevettes oder scharfgeschmeckter Wurst. Dann folgen „bistoks“, Cotelettes, Kalbskopf mit Effigiance, Hammelnieren, Fisch und Aehnliches; hierauf Gemüse, Dessert und Kaffee, mit dem obligaten Cognac.

Zwischen dem Frühstück, das zwischen zehn und ein Uhr, und dem Diner, das zwischen sechs und acht Uhr eingenommen wird, macht man Besuche und Promenaden. Vor dem Diner wieder ein appetitregendes Gläschen, verbunden mit der Lectüre der Abendzeitungen.

Das Diner ist reichlicher, als das Frühstück. Die Ragouts, Mayonnaisen, Geblügel und Pasteten spielen dabei eine große Rolle. Der Kaffee wird in der Regel verschmäht.

Natürlich giebt es Wein beim Frühstück und Diner, und mit Vorliebe Weißwein zu den Ausern, Seemuscheln und Hummern, die in Paris in großen Massen verlitgt werden. Die Liqueure aller Art, wie Cassis, Chartreuse und Curacao, sind höchst beliebt, obgleich ihnen das Bier starke Concurrenz macht. Allerdings ist es in dem mit Eichenmöbeln ausgestatteten Wohnzimmer noch verpönt, dagegen ist sein Verbrauch in den Cafés nach dem Diner bis zwei Uhr Morgens ein ungeheurer. Sauerkraut und Schinken und die volkstümliche Zwiebel-suppe geben dem bierdürstigen Magen zu später Stunde die nöthige Unterlage.

Die Theater-Vorstellungen enden erst nach Mitternacht. Die direct aus denselben Heimkehrenden sind es, welche den Concierge aus seinem ersten süßen, vormitternächtlichen Schlummer wecken; dann folgen die Nachzügler bis um zwei, ja drei Uhr, — und dann wundert man sich noch, daß Herr Pipelet ein verbittertes Gemüth besitzt und seinen Born an den ihm unsympathischen Miethern bis zur Grausamkeit ausläßt.

tosend begütigte, wie er's bei den Kindern sah; Alles war vergeblich, und die Heide ward ihm lieber und lieber. Von seinem Hügelchen aus lugte er in's Land. Gewöhnlich war Alles still; aber Tage kamen dann, an denen glänzende Reiterzüge über die Ebene dahinsprengten, da er stolze Männer vor sich vorbeibrausen sah, neben ihnen Frauen in engen Kleidern, hohe Hüte, von denen herab die Schleier wehten, auf den schönen Häuptern. Hundgebell und der zerrissene Horruf der Fanfaren klang an sein Ohr, und er dachte der Zukunft. Dann sah er sich hoch zu Hesse, neben sich die Schöne, die Herrlichste der Schar: Ludmilla. Oder er verfolgte auch bloß das Spiel des Windes, wenn er in weiten, verwehenden Krümmeln den Flugland vor sich hertrieb. Das beklemmte ihm immer das Herz, und er konnte doch nicht fort, ehe der heisere Ruf der Nachtschwalbe melancholisch in das Dämmern erklang.

Am liebsten aber weilte er zu hochsommerlicher Zeit in der Mittagsstunde draußen. Wenn dann die Sonne heiß niederbrannte auf den Plan, daß der gelbe Sand glühte, daß die Sterne des Himmels aufklammerten wie eitel Gold, dann war er selig. Allenthalben waren Licht und Gluth, sie durchdrangen sein Innerstes, und das ewige Frösteln, welches ihn sonst peinigte, mußte davor entweichen. Ungeblendeten Auges sah er das Glähen und Flirren ringsum; eine wunschlose Traumseligkeit überkam ihn dabei, und ein verregener Sommertag, der ihn in die Stube zwang, war ihm ein rechtes Unglück. Dann hing er seinen Träumereien nach, spann die Bilder weiter aus, welche ihm auf der Heide gekommen, oder gedachte jener Hoffnungen, die in ihm einzig lebendig waren, die ihn selbst in seine unruhigen Nächte verfolgten, seitdem ihm zum ersten Male der Jagdtag erschienen war.

Immer lebendiger wurden sie in ihm, je mehr das Jahr fortschritt. Eine tiefe Unruhe besiel ihn, als es Herbst werden wollte; er kam sich so alt vor, wenn er sich neben die Stelle, welche ihn umgaben, und er hatte doch noch gar nichts gethan. Sie waren ihm Alle fremd und würden ihn nicht missen; je früher er fortkam, desto besser. Und eines Tages, — die Schwaben waren weggezogen, — trat er zu Ludmilla, die sich eben zum Schulgang rüstete: „Du, Willa, ich lauf fort.“ Sie dachte an seine gewöhnliche Wanderung, nickte ihm zu und antwortete: „Thu's, es ist schön.“ Er aber, nach Kinderart, meinte, sie, die ihn sonst immer verstanden, hätte auch diesmal Alles errathen, was ihn bewegte, und es that ihm weh, daß ihn die, an der sein Herz hing, so guten Rathes scheiden sah. Freilich konnte er dafür auch desto fröhlicher in die Welt ziehen.

Grollend und ganz in's Geheim hatte er sich weggeschlichen, doch war sein Horn nicht langlebig. Er schwieg, kaum daß der Flugland der Heide unter seinen Füßen knirschte. Er schritt, so rasch er irgend konnte, und dachte dabei des Tages, an dem seine Träume wirklich geworden wären. Was wohl Willa für Augen machen würde, wenn sie ihn dann sähe, hoch und stark, glänzend angethan und fest in den Bügeln! Und sie sollte dann ihr redlich Theil an all der Herrlichkeit haben. Sie war zwar sehr schlecht gegen ihn gewesen, aber er wollte sie's nicht entgelten lassen, gewiß nicht.

Dabei aber kränkte es ihn, daß er so schwer von der Stelle kam. Er mußte oft rasten, und die Einsamkeit, die er sonst gesucht, bedrückte ihn. Eine Ewigkeit glaubte er schon unterwegs zu sein, und doch, als er rückwärts blickte, sah er noch die Kirchturmpitze des Heidedörchens. Er sah zum Himmel und erschrak; eine schwarze Wolkendunst schob sich höher und höher, und das Wehen, welches ihm fördernd im Rücken gewesen, schwoll mehr und mehr. Schon hob sich der Sand in Säulen und umwogte ihn; eine Angst besiel das Kind, das so ganz allein war. Eine riesengroße Hand meinte Felix aus dem Sandgestöber nach sich langen zu sehen; er schrie auf und warf sich nieder, um dem Anblick des Schrecknisses zu entrinnen. Er dachte nicht an Flucht. Stumm und gebückt lag er da, während der Heidesturm über ihn hinwegzog und verlorenen Sandförmern ihn traf wie Weißeliebe.

Ludmilla war heimgelommen und fand das Plätzchen auf der Ofenbank leer. Sie erschrak, denn ihr Auge wußte die Vorzeichen des Unwetters zu deuten, die drohend heranzogen. Ihr bangte um den Gefellen, der so schwach war und allein dem Sturme preisgegeben. Es litt sie nicht mehr zu Hause; sie mußte ihn auffuchen, ihm Hülfe bringen. Sie band ihre Haare zusammen, und ohne auch nur der Mutter ein Wort zu sagen, machte sie sich auf die Wanderung. Schon brach das Dämmern herein, da sie auf die Heide trat. Der Sturm trieb sie vor sich her, und sie hatte nicht einmal eine Ahnung, in welcher Richtung sie Felix zu suchen hätte. Doch dachte sie nicht an Umkehr, und jede Beklemmung zwang sie nieder, während ihr helles Auge das fahle Zwielicht durchmusterte: „Felix, — Felix, — Felix!“

Der Wind nahm ihr den Namen von den Lippen und vertug ihn. Keine Antwort kam, und nur das mächtige Brausen über ihr ertönte. Sie eilte weiter.

Oft mußte sie ihren Ruf wiederholen; endlich fand sie den Knaben. Er lag in schwerer Ohnmacht, und Ludmilla warf sich neben ihn nieder, um Athem zu holen. Dann bemühte sie sich, den Bewußtlosen zu wecken; aber es währte lange, und sie mußte tausend Koseworte und Liebeslaute in sein Ohr flüstem, ehe er die großen Augen aufschlug. Noch sahen diese irr, und der Knabe erkannte die Gefährtin kaum. Sie legte seinen Kopf in ihren Schoß und streichelte ihn;



Karte der Erdbeben-Region an der Riviera.

verwirrte Neben, sonderbar genug, mischten sich die Worte der Muttersprache mit denen der kaum erlernten fremden; ganz gegen seine sonstige Schweigsamkeit sprach er fast unablässig von den letzten Stunden und ihren Schrecknissen. Endlich suchte sie ihn aufzurichten, aber seine Kräfte weigerten den Dienst, und er brach immer wieder zusammen. Hüßlos sah sich Ludmilla um; es war schon ganz Nacht. Dann aber, raschen Entschlusses, beugte sie sich nieder und hob Felix auf; er schlang seine Arme um ihren Hals, und dem gemach verliegenden Sturme entgegen trug sie mit fliegender Brust die leichte und doch immer schwerer drückende Last heimwärts durch unsicheres Licht, wie es streifig durch die Wolken brach, auf wenig wegsamen Pfaden.

Das ganze Haus war wach und um der Beiden willen in Aufregung. Während aber Ludmilla rasch dem tiefen Schlafe des erschöpften Kindes verfiel, konnte Felix keinen Schlummer finden. Noch zu Mitten der Nacht lag er wach, und plötzlich hatte er die Empfindung, als stünde seine Mutter neben ihm. Er rief nach ihr, leise, sehnüchlich; aber keine Antwort kam, und nur das gleichmäßige Athmen Schlafender durchklang den Raum. Da ward ihm, als zöge eine große Einsamkeit und eine unendliche und doch beruhigende Stille in sein Herz; ihm ward weh und doch wieder still dabei zu Ruche. Die ersten Thränen kamen ihm dabei, — darüber entschlief er.

Des andern Morgens konnte er sich nicht vom Lager erheben; er war so unfähig müde, und jedes Glied schmerzte. Auch schien der Tag so grau. Ludmilla wich nicht von seiner Seite; die Anderen schlichen vorsorglich auf den Boden, und es war eine ängstliche Ruhe im Hause. Felix war sehr still, nur manchmal flüsterte er dem Mädchen zu: „Bis ich groß bin, dann, ja dann.“ Eine unendliche Zärtlichkeit sprach aus seiner Stimme, und ein schwaches Lächeln, das sie zum Weinen zwang, lag um seinen Mund. Gegen Abend ward er unruhig und fragte bange, ob es sich denn nicht aufhellen wolle? Ludmilla hatte in's Freie müssen, und nun bat Felix, man möge ihn an's Fenster setzen. Die Sonne war kaum durch's Gewölk gedrungen, und ihr irres Licht lag über der Heide. Da überkam's das Kind wieder, wie zur Nacht; wieder rief Felix nach der Mutter. Die Bäuerin trat herzu, und da sie ihm in die Augen sah, da überkam sie ein Ahnen dessen, was durch diese Seele schwebte. Sie nahm ihn auf den Schoß; er wandte den Kopf und schüttelte ihn, denn andere Jüge waren es, als die dem Verwaisten oft im Traume erschienen. Doch ein gütiger Blick ruhte auf ihm, die arbeitsharte Hand strich lind und gütiger Sorge voll über seinen Scheitel. Er schlang einen Arm abgewandten Auges um ihren Hals, duckte sich und nestelte sich zurecht, als bereitete er sich zum Schlafe, und starrte in's verglimmende Abendroth.

Draußen aber erhob sich der Abendwind. In starken Wolken sälug der Flugland an die Fenster und flog gen Himmel, wie die Seele des Kindes, das ihm verchwifert gewesen im Leben.

Radrenn verboten.

Glossen.

In einem Sembrich-Concert kamen ein Sänger und ein Kritiker neben einander zu sitzen. „Glückliche Marcella!“ seufzte der Sänger. „An einem Abend erfinde sie sich mehr, als ich in einem ganzen Jahre!“ — „Gewiß!“ erwiderte der Kritiker. „Sie singt aber auch an einem Abend besser, als Sie in einem ganzen Jahre zusammen!“

In ähnlicher Weise vertheidigte sich ein Fürst gegen den Vorwurf, daß er eine berühmte Sängerin besser bezahle, als fünf seiner Minister. „Ich kann mir auch eher fünf Minister anschaffen,“ sagte er, „als eine solche Sängerin.“

Von Talleyrand rühmte man: er sei so groß in der Selbstbeherrschung gewesen, daß er, als er einst inmitten eines Gesprächs mit einem hohen Herrn von einem persönlichen Feinde einen leisen Fußtritt erhalten, keine Miene verzogen, sondern das Gespräch ruhig fortgesetzt habe.

Noch größere Selbstüberwindung üben aber Frauen, wenn sie an Schriftstellern Gesellen finden, die in ihren zuderfüßen Troubadour-Poesien dem Weibe alle menschlichen und göttlichen Tugenden andichten und es dadurch in Wahrheit nicht weniger herabsetzen, als jene, die das Weib als Urheberin aller menschlichen Schuld verdammten. Es scheint aber fast, als wenn viele Frauen nur für zweierlei Arten von literarischen Erzeugnissen schwärmen: für solche, die sie in den Himmel heben, und für solche, die sie erniedrigen.

Man kann sich nicht genug thun in der Beurtheilung der Heuchelei unserer Gesellschaft. Aber man sollte nicht vergessen, daß diese Heuchelei oft zur Tugend wird. Wenn wir, obwohl übler Laune, uns heiter stellen, um unseren Gästen einen freundlichen Empfang zu bereiten, so wird die bei diesen herborgerufenen gute Stimmung sich naturgemäß auch uns mittheilen, und wir werden dann

das sein, was wir nur scheinen wollten.

Jeder Mensch hat im Leben eine bestimmte Rolle zu spielen. Ob er sie gut spielt, hängt davon ab, daß er diejenige Rolle trifft, zu der er von der Natur angelegt ist.

Die Dichter männlichen Geschlechtes wollen,  
 Daß Frauen keine Bücher schreiben sollen;  
 Herr sei der Mann im Leben wie im Dichten,  
 Das Weib jedoch üb' Mutter-, Gattin-Pflichten!  
 Den Streit zu schlichten wollest mir vergönnen:  
 Es sollen Alle schreiben, die es können.

B.



Radrenn auch im Einzelnen verboten.

**Löwenritt.** Von Richard Frieße. Aus unserer Preis-Concurrenz. Siehe das Bild, Seite 125. — Unter den jüngeren Tiermalern räumt man mit Recht Richard Frieße einen bevorzugten Rang ein. Seine besondere Spezialität ist der Löwe, und zwar derjenige aus Afrika, wo sich der „König der Thiere“ noch am stolzeften in seiner wilden Majestät erhalten hat. Löwen, einen Karawanen-Zug auslauend, — Löwen, einen Kaffern-Araal beschleichend, — so und ähnlich gestaltete bisher der Künstler seine prächtigen Bilder. Wie hätte ihm jener Vorwurf entgegen können, welchen der farbengläubigste der deutschen Dichter zu einem so packenden Poem gestaltet hat, Ferdinand Freiligrath's „Löwenritt“? Wir klugen Epigonen wissen freilich, daß der Dichter in seiner fortstreifenden, von der Gluth der Tropen strahlenden Schöpfung über die Mägen ungeographisch verfahren ist; vom Tafelberge, wo der gewaltige Mitt beginnt, kann kein Löwe, und selbst wenn Seine Majestät auf verschiedenen Stationen frische Giraffen-Pferde befohlen hätte, vom Abend bis zum Morgen dorthin gelangen, wo man „über Madagaskar, fern im Osten“ sieht das Frühlucht glänzen. Der Dichter hat eben Afrika mit den alten europäischen Entfernungs-Begriffen angesehen, — und in der That liegen ja auf der in deutschen Atlanten üblichen General-Karte des dunklen Erdtheiles der Tafelberg und Madagaskar hübsch nahe bei einander, — aber wie tief beschämt über seinen Fehlgang wäre der Dichter wohl heute, wo Afrika ein Gegenstand der allgemeinen Forschung und, allerdings nur zum verschwindend winzigen Theile, auch deutscher Beschäftigung ist! Nun, der „Löwenritt“ wird ein unergänglich schönes Gedicht bleiben trotz alledem, und jedenfalls macht sich an der geographischen Verfindigung der Künstler nicht mitschuldig, indem er uns aus dem afrikanischen Giraffen-Leben den Moment vorführt

„Plötzlich regt es sich im Kofre; mit Gebrüll auf ihren Raden Springt der Löwe.“

Bergleicht man in den Zoologischen Gärten der Großstädte die beiden Geschöpfe mit einander, so meint man fast, die Rollen seien ausgetauscht. Der König der Thiere führt augenscheinlich hinter seinen starken Traxillen ein mißvergünstigtes Dasein; die geringste Forderung der Gerechtigkeit dürfte ihm eine bedeutende Vermehrung der Fleischportion sein. Vor voller Raufe aber steht die Giraffe, gemächlich säugend und wiederkäuend und nicht im Mindesten bekümmert um das herüberbringende jornige Gebrüll des Löwen, den das sonst nicht eben kluge Thier hier sicher unter Schloß und Riegel weiß.

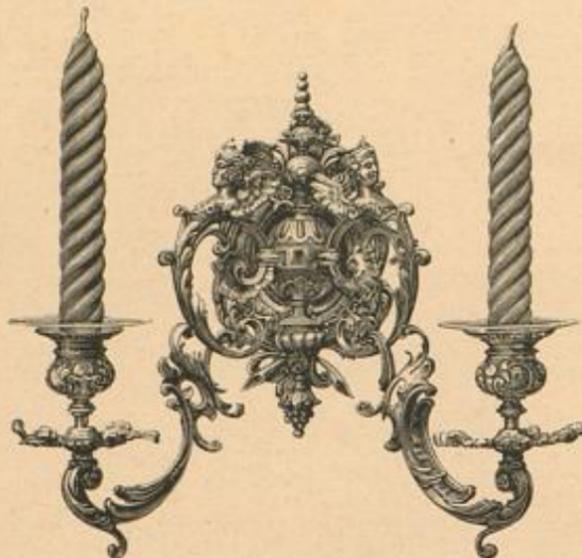
Fr. G.



Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche gesetzlich geschützt sind.

**D**er Schrank. — Wer in einem alten Hause aufgewachsen ist, wo schon Generationen von Menschen hinlebten, mag sich leicht irgend eines alten Schrankes erinnern, dessen dunkle, geheimnißvolle Höhlung ihm als Kind stets ein wenig schreckhaft und unheimlich erschien. Wenn sich die Thüren eines solchen Schrankes knarrend aufthun, gähnt es uns dunkel entgegen; wir riechen etwas, wie eingesperrte Luft, und sehen in finsternen Winkeln Gegenstände, von welchen wir auf den ersten Blick nicht recht erkennen können, was sie eigentlich vorstellen; ob es harmlose Stücke von aufgehobenem Hausrath sind, oder zusammengerollte Umhölde, die uns plötzlich mit ein paar schweifigen Augen anlocken und mit dünnen Spinnenbeinen herausfahren werden, daß wir so schnell als möglich die Thür wieder zuschlagen.

Das sind freilich nur kindliche Empfindungen. Der erwachsene Mensch hat andere Gedanken beim Anblick eines Schrankes. Ist es ein fremder Schrank, dann macht er ungewisselhaft den Eindruck des verschlossenen Geheimnisses, des verwahrten Schatzes; und durch diesen Eindruck weckt er zunächst eine gewisse Neugier. Man kann es zwar vielen Schränken ansehen, was etwa in ihnen verschlossen ist. So namentlich einem Kleiderschrank, einem Waschtischen, allenfalls auch einem Büffet. Aber jene gewaltigen Schränke, welche mit ihren Säulen und Gesimsen, ihren geschnittenen Thüren und blinkenden Metallbeschlägen ganzen Holzpalästen gleichen und mit der Zimmerung des Hauses verwachsen scheinen: die



Wand-Arm in Bronze.

Entworfen von J. Huber in Wien, ausgeführt von Ch. Guiremand in Berlin. Höhe 25 Cent.

zu gestalten. Diese Freiheit der Form-Entwicklung zeigt sich auch darin, daß der Schrank so sehr geeignet ist, mit anderen Stücken des Hausrathes zu einem harmonischen Ganzen verbunden zu werden. Am besten eignet sich der Schrank zur Verbindung mit dem Tische, den er je nach seinem Zwecke zum Schreibtisch, zum Credenz-Tisch oder zum Waschtisch gestaltet. Ja, selbst das ehrwürdigste Stück in den Räumen unserer Kirchen, der Altar, ist, technisch und künstlerisch betrachtet, eine Verbindung von Tisch und Schrank. Aber nicht nur mit dem Tische, auch mit dem Divan und selbst mit dem Bette kann der Schrank in Verbindung gebracht werden, ja sogar mit der Mauer des Hauses oder dem Tafelwert.

Der Schrank mit Holzthüren hat in neuester Zeit zwei Möbelstücke aus unseren Zimmern verdrängt, welche sich seit Menschenaltern großer Beliebtheit erfreut hatten: die Kommode und den durchsichtigen Glasschrank. Die Entfernung Beider dürfen wir durchaus nicht beklagen. Denn die Kommode, welche ihre Einbürgerung dem Rococo und dem Empire verdankt, gestattet mit ihrer horizontalen Gliederung durchaus nicht jene künstlerische Entwicklung, wie der Schrank. Die Schubladen sind nicht so bequem zu handhaben, wie die Thüren eines Schrankes; sie verursachen leicht ein unangenehmes Geräusch beim Öffnen und Schließen und lassen das ordinäre Holz sehen, aus welchem sie innen bestehen. Der Schrank kann auch dann dem künstlerischen Blicke entsprechen, wenn seine Thüren offen sind; die Kommode mit geöffneten Laden ist immer etwas Häßliches. Wenn man zu Gunsten der Kommode einwendet, daß in ihren Schubladen leichter Ordnung



Schlaf- und Coiletten-Zimmer

für junge Damen, in englischem Stil. Nach eigenem Entwurf in helldorfer Holzart, cremefarbig lackirt, ausgeführt von B. Fidler, Kunst- und Möbelfabrikant in Dresden. Schrank 1 Meter 90 Cent. hoch, 1 Meter 20 Cent. breit, 45 Cent. tief. Bett 2 Meter lang, 1 Meter breit. Waschtisch 85 Cent. lang, 55 Cent. tief, Höhe wie üblich. Coiletten-Tisch 1 Meter 40 Cent. hoch, mit Spiegel, 70 Cent. breit, 45 Cent. tief. Die anderen Möbelstücke im Verhältniß.

sind die wahren Schatzkammern des Hauses, die Hüter seiner Geheimnisse und seines Wohlstandes.

Ein Schrank sollte in jedem Zimmer sein; er gehört mit zu den wesentlichen Einrichtungsgegenständen. In einem Zimmer, welches gar keinen Schrank enthält, fühlt man sich immer versucht, zu fragen, ob denn das, was man sieht, auch Alles sei. Man soll, wie beim einzelnen Menschen, so auch in jedem Zimmer noch irgend einen verborgenen Reichtum ahnen können. Selbst in einem Salon hat ein Schrank seine Berechtigung; natürlich kein Küchenkasten, wohl aber ein zierliches Schränkchen für Musikalien oder eine schöne Truhe für Bildermappen und dergleichen.

Der Schrank zeichnet sich vor allen anderen Hausrathstücken dadurch aus, daß er dem künstlerischen Schaffenstrieb seines Meisters den freiesten Spielraum läßt, weil er nicht an bestimmte Höhen- und Breiten-Verhältnisse gebunden ist und keine glatte Fläche zu haben braucht, wie etwa ein Tisch; sondern bloß eine Höhlung, die durch die reichste Ornamentik umschlossen werden kann. Deshalb ist auch der Schrank zum Lieblings-Gegenstande der Kunst-Schreinerei geworden, die im Stande ist, Bauwerke voll des reichsten Stilgefühles aus ihm



Kassette

in Eichenholz, mit Eisenbeschlägen, ausgeführt von Paul Marcus, Kunstschlosser in Berlin. Ein Fünftel der natürlichen Größe.

und Raumersparniß möglich ist, so muß man dem entgegenhalten, daß auch bei einem Schranke die Tragbretter zum Herausziehen eingerichtet sein können, — eine Anordnung, die noch bequemer ist, als die Schubladen einer Kommode. Was den Glasschrank betrifft, welcher in dem Salon unserer Mütter seinerzeit vergoldete Geburtstag-Tassen, Silberfächer, Porzellan-Figürchen und dergleichen prunkend zur Schau stellte, so war das im Grunde ein Möbel von recht dürftiger und oberflächlicher Eleganz, welches stets die Besorgniß erweckte, daß es ebenso zerbrechlich sei, als sein Inhalt. War dieser Inhalt reich, so erweckte er den Gedanken an ausdringliche Eitelkeit; war er ärmlich, so war es einfach lächerlich, ihn unter einen Glassturz zu stellen. Wenn übrigens die Gegenwart es wieder liebt, ihre Renaissance-Schränke manchmal mit Glasfenstern aus Bugenscheibchen zu versehen, so ist auch das eine Verirrung. Der offene Schrank braucht keine Fenster; und was etwa in einem geschlossenen Schranke enthalten ist, sieht man durch die Bugenscheibchen doch nicht. Also wozu? Ein Fenster ist immer nur da berechtigt, wo es Licht einfallen lassen soll.

Wenn uns ein Zimmer ohne Schrank etwas vermiffen läßt, so muß andererseits auch ein Fünftel an Schränken ver-

mieden werden, weil das leicht den Eindruck macht, als gehöre das Zimmer weniger zum Aufenthalt von Menschen, als zur Aufbewahrung von Sachen. Ein wohlthätiges Zimmer soll nicht mehr, als einen oder höchstens zwei Schränke enthalten. Wo dieselben aufgestellt werden sollen, darüber entscheidet in den meisten Fällen die Dekonomie des Raumes. Hat man aber freie Wahl zwischen den Wänden, dann gehört der Schrank an eine Wand, welche Licht empfängt; also nicht neben oder zwischen die Fenster. Indessen möge hier eines hübschen Arrangements gedacht werden, welches ausnahmsweise das Gegentheil zuläßt. Dieses Arrangement besteht darin, daß zwei tiefe Schränke neben ein Fenster so gestellt werden, daß sie mit ihren Seitenwänden eine Art Erker bilden, in welchem Sitzplätze und ein kleiner Tisch angebracht werden können.

Die Gegenwart hat mit Vorliebe die prächtigen Schränke der Renaissance-Zeit wieder zu Mustern genommen, jene Schränke, welche mit ihren Säulen und Gesimsen, mit ihren Festons, Nischen, Schnitzereien oder eingelegten Arbeiten die glänzendsten Erzeugnisse der Kunst-Schreinerei sind. Ein solcher Renaissance-Schrank gereicht jedem Wohnzimmer zur Zierde. Imponirender noch, wenn auch nicht von solcher künstlerischer Vollendung, sind die gothischen Schränke. Dieselben erscheinen mitunter in Wucht und ihrer Größe als völlig unbewegliche Bestandtheile des Hauses; sie zeigen sich als kleine Holzpaläste von architektonischem Aufbau, nicht selten mit massiven Eisenbeschlägen. Zwischen moderne Möbel passen sie nicht; doch darf man nicht etwa glauben, die ganze Zimmer-Einrichtung müsse einem gothischen Schrank zuliebe auch gothisch gemacht werden. Vielmehr kann ein gothischer Schrank recht wohl zwischen Möbeln aus der Zeit der früheren Renaissance stehen, wie ein Erbstück aus längstvergangener Zeit, das Erinnerung an verschwundene Geschlechter birgt.

Wer in der Dämmerung eines Winterabends vor einem solchen Schrank sitzt, dem mag es wohl im Halbtraume vorkommen, als müsse die schwere Eidentür sich plötzlich in ihren ungeheuren Angeln bewegen; und in der dunkleren Höhlung, die sich aufthut, stünde dann irgend eine geisterhafte Schachhüterin mit einem Lämpchen in der Hand, die dem erstaunten modernen Menschen schweigend und ernsthaft winkt, ihr zu folgen in den alten Schrank. Und wenn man darinnen wäre, dann würde der Schrank immer tiefer und tiefer, und immer weiter ginge die seltsame Wanderung, durch dunkle Gewölbe und Galerien, treppauf, treppab, und durch eisenschlagene Thürchen, die in ihren uralten Angeln knarren. Und wenn der Fuß zögert, wendet die Geheimnißvolle das Haupt und winkt wieder mit ihren tiefgründigen Augen, bis man ihr in märchenhafte Tiefen gefolgt ist — oder, aus seinen Gedanken erwachend, den alten, ungeheuerlichen Schrank wieder still und verschlossen vor sich stehen sieht.

Max Haushofer.

# Aus der Frauenwelt.

**Berlin.** — Die Taufe des jüngsten Söhnleins des Prinzen und der Prinzessin Wilhelm von Preußen fand am 12. März im Stadtschloße zu Potsdam statt. Das Kaiserpaar, sämtliche Prinzen des königlichen Hauses und zahlreiche hohe Gäste wohnten der Feier bei. Die Paten des jungen Prinzen waren Prinz Heinrich von Preußen, Prinzessin Louise von Großbritannien, Herzog und Herzogin von Sachsen-Altenburg, Herzog und Herzogin von Anhalt-Desau, Erzherzog Albrecht von Oesterreich, Großfürst Nikolaus von Rußland, der Prinz-Regent Prinz Luitpold von Baiern, Herzog Ernst Günther zu Schleswig-Holstein, Erbprinz und Erbprinzessin Neuf j. L. Der neugeborene Prinz erhielt die Namen: August, Wilhelm, Heinrich, Günther, Viktor.

**Wien.** — Der Ausflug nach dem Orient, welchen die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich im Herbst 1855 unternahm, hat seine eingehende Beschreibung in einem Buche gefunden, welches den Titel führt: „Ein flüchtiger Zug nach dem Orient. Reise der allerdurchlauchtigsten Frau Gräfin von Hohenembs.“ Der Autor des Buches ist der Linien-Schiffskapitän August von Alnstein, Kommandant der kaiserlichen Yacht „Miramar“, auf der die Kaiserin unter dem Incognito einer Gräfin von Hohenembs die Reise machte. Das Werk ist der Kaiserin gewidmet; viele Bemerkungen und Beobachtungen, heißt es, stammen aus der Feder der hohen Frau selbst. Eine Reihe anziehender Charakterzüge findet sich in dem Buche verstreut. An einer Stelle heißt es: „Die touristischen Leistungen der hohen Reisenden waren unübertrefflich und dürften in der Frauenwelt ihres Gleichen kaum finden; denn während die meisten Theilnehmer an dem Ausfluge nach Troja wiederholt die Reitpferde bestiegen, andere wieder mit der größten Müdigkeit kämpften, schienen die bedeutenden Strapazen eines mehr als achtstündigen Marsches in der Sonnengluth, auf schlechten Wegen, mit wenig Nahrung, keine Spur einer Abspannung bei der Gräfin von Hohenembs zurückzulassen. An diesem Tage legte dieselbe eine Probe seltener touristischer Ausdauer ab.“ Ueber die Lebensweise der Kaiserin auf dem Schiffe erfahren wir folgendes: „Die Zeit-Eintheilung der hohen Reisenden an Bord war schlicht bürgerlich. Vor sieben Uhr Morgens erschien die Kaiserin schon auf dem Promenaden-Deck, geraume Weile spazierend oder die Gegend betrachtend. Sichtbares Land, sowie der erläuternde Gebrauch der Seelarten bildeten natürlich den Hauptgegenstand des Interesses. War kein Land in Sicht, oder stand nicht ein Landgang bevor, dann beschäftigte sich die hohe Frau mit Lectüre. Unter gewöhnlichen Verhältnissen wurde das Diner um drei Uhr eingenommen und um neun Uhr Abends der Tag beschloffen.“ Die Reiseschilderung beginnt am 5. October und schließt am 2. November, an welchem Tage die Kaiserin den Zug nach Wien bestieg; in dieser verhältnismäßig sehr kurzen Zeit wurde ein großes Stück Reise-Arbeit absolviert. Zunächst ging es, längs der istranischen Küste, vorbei an Duieto, Parenzo, Rovigno, dann ein Cruz an Bissa, an Ragusa; ein Besuch auf Dacroma schließt den ersten Theil; der zweite trägt den stolzen Titel „Pellaa“, der dritte bringt uns nach dem Reiche des Halbmonds: Smyrna, Rhodus, Cypern; der vierte nach dem Allland: Port Said, Alexandrien, von wo die Rückfahrt nach der Heimath erfolgte.

**Budapest.** — Es kommt selten vor, daß Prinzessinnen von Gehältn sich ernstlichen Hand- und Maschinen-Arbeiten widmen. Um so interessanter ist es, wenn ein solcher Fall verzeichnet werden kann. Die Töchter des Magnatenhaus-Mitgliedes Fürsten Egon von Thurn und Taxis gehören zu diesen Ausnahmen. Die drei Prinzessinnen lernen gegenwärtig in dem in der Nähe von Groß-Becskerek gelegenen Gesäer Schlosse von einem Rögling der Groß-Becskerek Weber-Werkstätte

die Teppichweberei. Sie arbeiten mit großem Interesse und unermüdbarem Fleiß an einem hundertfünfzig Centimeter langen und einen Meter breiten Webstuhl und erlangten in dieser, in Ungarn noch ganz neuen Beschäftigung bereits eine große Fertigkeit. Die Teppich-Zuschneidungen wurden den Prinzessinnen von der Lehrwerkstätte überlassen.

Frau Hermine Angermayer, die während des serbisch-bulgarischen Krieges in Belgrad als freiwillige Krankenwärterin wirkte, erhielt von der serbischen Königin für ihre aufopfernde Hingebung den Natalien-Orden.

**Paris.** — In einer Berühmtheit wider Willen ist Madame Florens, die Gemahlin des französischen Ministers des Aeußeren, geworden. Der Kriegsminister General Boulanger empfangt den Major Munier, der nach Ablauf einesurlaubes auf seinen Posten als Militär-Attaché in St. Petersburg zurückkehren sollte; und als ihm dieser Offizier von den zahlreichen Freundschaftsbeweisen sprach, die ihm in Rußland aus amtlichen und nicht-amtlichen Kreisen entgegengebracht würden, da beauftragte ihn General Boulanger, dem russischen Kriegsminister, — nach anderer Lesart dem Minister des Aeußeren, — seinen lebhaftesten Dank für diese Sympathien auszudrücken. Der Major, der sich vor seiner Abreise auch von Herrn Florens zu verabschieden hatte, erzählte diesem von dem ihm gewordenen Auftrage, und Florens, der dies als einen Eingriff des Kriegsministers in die Geschäfte des auswärtigen Amtes ansah, gerieth darüber in Aufregung und erklärte, er trete zurück. Seine Gattin nahm diese Drohung ernst, und da sie an diesem Tage die Gemahlin des österreichischen Botschafters, Gräfin Hoyos, besuchte, so sprach sie unbelangen von dem bevorstehenden Rücktritt ihres Gemahls und den Gründen dieses Entschlusses. Bei der Gräfin Hoyos war zufällig die Comtesse Münier, Tochter des deutschen Botschafters, anwesend; sie hörte natürlich die Geschichte, welche Frau Florens zum Veste gab, und hatte keine Ursache, sie ihrem Vater zu verschweigen, der sie zum Gegenstande einer Erkundigung im Elysee-Palaste und im auswärtigen Amte machte. Herr Florens trat schließlich nicht zurück, weil ihn die Aufklärungen, die General Boulanger im Ministerrathe gab, überzeugten, daß die Sache nicht die Bedeutung hatte, die er ihr ursprünglich beimaß. Die Affaire aber gelangte in die Zeitungen und wurde zu Angriffen gegen General Boulanger benutzt, auf welche seine journalistischen Freunde, in erster Linie Rochfort, mit Angriffen auf Frau Florens antworteten. Diese sind zum Theile von einer Art, welche der viel gerühmten französischen Galanterie arg in's Gesicht schlägt.

Madame Amélie Colombier, die bekannte Bildhauerin, erhielt den Auftrag, die Marmorbüste des kürzlich verstorbenen Generals Pittié für den Ehrensaal des Kriegsministeriums auszuführen.

**London.** — In Indien nahm die Jubiläums-Feier für die Königin Victoria bereits ihren Anfang. In Calcutta, Bombay und anderen Hauptorten des britisch-indischen Kaiserreiches fanden kirchliche Feiern, Paraden, Feuerwerk und andere prunkvolle Veranstaltungen statt. In den größeren Städten wurden Geldsammlungen für Hospitäler, Stadtbäuser und andere öffentliche Bauten veranstaltet, und viele Eingeborene ließen Nahrungsmittel und Kleidungsstücke an die Armen verteilen. Sogar in dem längst zu Indien geschlagenen Königreich Birma fehlte es nicht an Ergebenheits-Bezeugungen; die Eingeborenen umgaben die Triumphbögen zu Mandalay in großen Mengen, und im Jubiläumssaale fanden sich zwei Schwestern des abgesetzten Königs Theba, drei Frauen seines Vorgängers und eine Menge von rubinestrahenden Prinzessinnen ein. Durch einen Gnaden-Akt der Königin Victoria erhielten fünfundzwanzigtausend Strafgefangene, d. h. ein Drittel aller indischen Gefangenen, die Freiheit wieder. Es wurden jedoch nur solche Verbrecher begnadigt, deren Freilassung die Sicherheit nicht gefährdet.

Die politische Frauenbewegung in England ist im Fortschreiten begriffen. Bisher sind bekanntlich die konservativen Damen der Primeln-Liga gegen die liberalen Frauen-Vereine im Vorkampfe gewesen. Kürzlich fand nun unter dem Vorhabe der Mistress Gladstone ein großes Meeting von Delegirten des Verbandes der liberalen Frauen-Vereine statt. Aus einem der Versammlungen erstatteten Berichte geht hervor, daß bis jetzt in England vierzig liberale Frauen-Vereine mit neun- bis zehntausend Mitgliedern bestehen. Das Meeting beschloß, in jedem Wahlbezirke des Landes einen liberalen Frauen-Verein zu gründen.

Lady Florence Dixie, die bekannte, etwas excentrische Schriftstellerin, macht jetzt eifrig für Home Rule Partei. In einer zu Wick in Schottland gehaltenen Versammlung wurde ihr zur Belohnung für ihre Bestrebungen zur Herbeiführung der schottischen Selbstregierung feierlich ein silbernes Schmuckkästchen überreicht.

**Rom.** — Im Alter von achtundsechzig Jahren verschied hier die Fürstin Karoline Elisabeth von Sayn-Wittgenstein, die langjährige Freundin und Testamentvollstreckerin Franz Visz's. Eine geborene Prinzessin von Jwanowka, hatte sie sich 1836 mit dem damaligen Prinzen Nikolaus von Sayn-Wittgenstein-Berleburg vermählt, doch wurde die Ehe 1855 wieder getrennt. Ihre einzige Tochter Marie ist seit 1859 mit dem Prinzen Konstantin von Hohenlohe-Schillingfürst, erstem Oberhofmeister des Kaisers von Oesterreich, vermählt.

**Newyork.** — Daß es in den Vereinigten Staaten auch weibliche Prediger gibt, ist bekannt. Die Secte der „Universalisten“ im Staate Ohio hat sogar eine Predigerin, Mistress Domsouth, die zwei Kirchen in verschiedenen Orten, in Huntington und in Flint, vorsteht. Beide Orte sind hundert englische Meilen von einander entfernt, aber seit sechs Jahren übt die Dame ihr Seelsorger-Amt zur größten Zufriedenheit ihrer Gemeinden aus.

**Peking.** — Der junge Kaiser von China hatte seiner Mutter, der Kaiserin-Regentin, die so lange Jahre für ihn die Regierung geführt, einen besonderen Ehrentitel zugebacht und war dieserhalb mit den Prinzen des kaiserlichen Hauses und den Ministern in Verhandlung getreten. Die hohe Frau aber lehnte die Auszeichnung ab, mit der Begründung, daß die Verehrung eines Sohnes für seine Eltern sich am schönsten in Thaten und nicht in eitlem Worten bekunde.

# Die Mode.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Nicht zum Gebrauche, sondern zur Belebung des Paletots bestimmt, werden die Mignon-Taschentücher gleich einer Blume zwischen

den Knopfschlöß oder in die Brusttasche festgeschoben. Die winzigen Quadrate aus Batist, Foulard, Surah, selbst Tüll oder Seidengaze, von Spitze oder Plüsch umfäumt oder von einem farbigen Surahstreifen begrenzt, zeigen glatten Fond zu gestreiftem oder gemustertem Rande oder, umgekehrt, einen mit Kleinblümchen



überfärbten Grund mit glattem Randstreifen oder farbigen Languetten. (Zeichnungsquelle: R. Basse, W. Feysiger Str. 42.)

Die neueste Westen-Garnitur sind Häkelarbeiten, welche nach Guipüre-Mustern mit feiner Seide ausgeführt, auf eine farbige Seiden-Grundform aufgelegt werden.



Eine allerliebste Tracht für ganz junge Mädchen sind die Toques aus Foulard in der jedesmaligen Farbe des Kostüms. Der Stoff wird ganz einfach um die Form geschlungen, hinten unter einem Knoten befestigt und über der Stirn in großen Falten durch eine Schmucknadel, eine Broche oder Agraffe aufgenommen. Einige aigrettenartig geordnete Bandschleifen erheben sich aus der Mitte des Fonds.

Nichts Bequemeres, als die sogenannten Theater-Tailen, die zu jedem beliebigen Koche getragen und nach Bedürfnis gewechselt werden können. Man fabricirt eigens für sie faconirte Sammete von eigenthümlichem Reiz. Den Schnitt betreffend, geben wir zwei Proben. Sehr grazios ist die Taille „Francillon“ mit vorn rundem, hinten viereckigem Schoße, welche über einem crémefarbenen, rosa oder blauen Chemiset aus Seiden-Ruffelin getragen wird. Die an denselben befindlichen halbweiten Kermel fasen Sammetbänder oben und unten zusammen. Capriziöser und vielleicht darum „Roume-



flan“, nach dem Helben des gleichnamigen Daudet'schen Romanes, genannt, ist die zweite Taille. Von den über einem Spizenglah sich kreuzenden Vordertheilen hat nur der überfallende Theil einen Schoß, unter welchem die Spitze des Lages zum Vorschein kommt. Der Rücken geht in ein regelrechtes Postillon-Schößchen über.



Neben dem kleinen Wagenschirm und dem Knicker besteht fast nur noch der Entoutcas, oft in übermäßiger Größe, gleichviel, ob er die flachere Form des Mitado-Schirmes oder das rund gewölbte Dach des Spizenschirmes zeigt.

Blumen bleiben auch als Ostergruß die sinnigste Gabe; so schmücken Nieder, Beilchen und Raiglöbchen, diese duftigen Frühlingsboten, den kleinen vergoldeten Strandkorb, aus welchem zwei behänderte Oster-Häschen hervorschauen. Blumen-Arrangements, welche die Eisform beibehalten, dienen oft als duftende Hülle für irgend ein zierliches Festgeschenk.



(Zeichnungsquelle für Blumen-Arrangement: G. Schmidt, W. Feysiger Str. 177.)

